

Großpolder Bote

5. Jahrgang | Ausgabe 8. | Mai 2014 | ISSN 2192-3159 | Nachrichtenblatt der Heimatgemeinde Großpold |



FROHE PFINGSTFEIERTAGE

Ohne Beruf

„Ohne Beruf“ - so stand es im Pass,
mit wurden fast die Augen nass.
„Ohne Beruf“ war da zu lesen:
und dabei war sie das nützlichste Wesen!
Nur für Andere zu sinnen und sorgen,
war ihr Beruf - vom frühen Morgen
bis in die Tiefe der kargen Nacht,
nur für das Wohl der Ihren bedacht.
Gattin, Hausfrau und Mutter zu sein
Schließt das nicht alle Berufe ein?
Als Köchin von allen Lieblingsspeisen,
als Packer, wenn es geht auf Reisen,
als Arzt, wenn ein Span sich im Finger versplittert,
als Richter bei Streitigkeiten erbittert.
Färber von alten Mänteln und Röcken,
als Genie, wenn sich der Beutel muss strecken,
als Lexikon, das immer alles muss wissen,
als Flickfrau, wenn Strümpfe und Wäsche zerrissen.
Als Märchenerzählerin ohne Ermüden,
als Hüterin von des Hauses Frieden.
Als Pupp doktor, als Dekorateur,
als Gärtner, Konditor und Friseur -
unzählige Titel könnt ich noch sagen
von Frauen, die Gott uns zum Segen erschuf!
Und das nennt die Welt dann:
„Ohne Beruf“

Eingesandt von Maria Bottesch

Liebe Großpolder und Freunde,

"Die Glocken der Heimat, der himmlische Klang, alles was mir die Heimat schenket steht in Gottes Hand, Haus und Heimat, Volk und Land"

Die alte Heimat, liegt in der Ferne, mittlerweile haben einige der jüngeren Generation mehr Jahre in der neuen Heimat - Deutschland verbracht als in der alten Heimat Großpold. Doch was zählen schon Jahre. Heimat ist da, wo man sich nicht erklären muss. Ein Mensch kann zwar seine Heimat verlassen, aber er kann die Heimat nicht aus seinem Herzen vertreiben oder die Sehnsucht nach der Heimat auf Dauer verdrängen. Das erleben wir immer wieder, beim Großpolder Leuchtersingen Treffen an Weihnachten in Augsburg, dem Heimattreffen im Mai in Dinkelsbühl, der Urlaub zu Pfingsten oder im Sommer in Großpold, wo stets zahlreiche Großpolder anreisen um gemeinsam zu feiern und fröhliche Stunden zu verbringen. Die neue Ausgabe des "Großpolder Bote", welchen Sie heute in den Händen halten, ist unser aller Beitrag zum Erhalt der Gemeinschaft, der Erinnerungen und der Zukunft unserer Heimat, die der alten - und die der neuen Heimat. Wir danken allen Großpoldern und Freunden, die sich die Mühe gemacht haben uns mit Berichte, Gedichte und Geschichten zu unterstützen. Manchmal zweifeln wir ein bisschen, ob wir rechtzeitig ausreichend "Material" erhalten werden um einen neuen Boten gestalten zu können. Doch die Hoffnung erfüllte sich immer wieder, nun ist die 8. Ausgabe fertig und wir wünschen euch allen viel Spaß beim Lesen. Bitte macht weiter so, denn alleine das Redaktionsteam des "Großpolder Bote", kann viel zu wenig über Großpold berichten, um die vielen Seiten zu füllen. Vor allem auch die Jugend und jüngere Generation laden wir herzlich hiermit ein, sich an der Gestaltung des "Großpolder Boten" zu beteiligen in Form von Fotos, Erzählungen und Erlebnisse.

Hans-Paul Buchfellner / Redaktionsteam "Großpolder Bote"

Die Themen dieser Ausgabe im Überblick

Pfingstandacht.....	Seite 4	Das Mütterchen.....	Seite 26
Wie wir unsere Glocken empfangen.....	Seite 6	Der Stolz - ein Großpolder zu sein.....	Seite 27
Leserbriefe und Meinungen.....	Seite 7	Die drei Felder Wirtschaft in Großpold.....	Seite 28
Die neue Schule mit Kindergarten.....	Seite 8	Die (UR)Heimat erwandern.....	Seite 29
Die Schule von damals.....	Seite 10	Meine Erinnerungen - Schulleben.....	Seite 30
Es ist nicht mehr das Alte.....	Seite 11	Österreichische Landler in Siebenbürgen.	Seite 34
Der lange Weg vom Hanfkorn.....	Seite 12	Wenn du noch eine Mutter hast.....	Seite 36
Der Marienitag.....	Seite 13	Großpold in den Weltkriegen.....	Seite 37
Gründung der Kollektivwirtschaft.....	Seite 14	Buchvorstellung.....	Seite 38
Mutterhände.....	Seite 17	Rezepte.....	Seite 39
Meine Kindheit in Großpold.....	Seite 18	Das Schicksal einer Familie in Großpold....	Seite 40
Erinnerungen an meinen Patenonkel.....	Seite 19	Die drei Tode meines Großvaters.....	Seite 42
Neue Kirchenmitgliedsregelung.....	Seite 22	Verstorbenen 2013/2014.....	Seite 48
Meine Jugend hinter Stacheldraht.....	Seite 23	Impressum.....	Seite 48

Pfingstandacht

von Gerd Sonnleitner aus Marburg (in Großpold Hausnr. 65)

Liebe Großpolder, liebe Leser,

Pfingsten steht wie jedes Jahr wieder vor der Tür. Das Wetter ist um diese Jahreszeit meist schon warm und lädt ein, nach draußen zu gehen, eine Runde zu wandern, oder Freunde oder Verwandte zu besuchen. Schüler verbinden mit Pfingsten meistens zwei Wochen Ferien oder zumindest ein paar freie Tage. So mancher macht sich sogar schon auf den Weg nach Großpold. Viele suchen am Pfingstwochenende auch den Weg in die Kirche. Warum feiern wir dieses Fest eigentlich, dass wir sogar freie Tage dafür haben?

An Pfingsten ist der Heilige Geist über Jesu Jünger ausgegossen worden. In der Apostelgeschichte des Neuen Testaments lässt sich dieses Ereignis im zweiten Kapitel nachlesen:

Die Jünger sitzen zusammen. Die letzten Tage haben sie damit verbracht, mit der neuen Situation umzugehen, nachdem Jesus gekreuzigt worden war und drei Tage später wieder auferstand. Vierzig Tage lang lehrte er sie weiter, wie sie es auch schon davor kennengelernt hatten, ehe er von einer Wolke in den Himmel gehoben wurde. Sie sitzen also zusammen und verbringen viel Zeit im Gebet.

Plötzlich hören sie ein Brausen. Deutlich stärker als ein kleiner Wind, der ein Fenster zuschlägt. Das Brausen ist kräftig, ja sogar sturmartig. Noch dazu erscheinen Feuerzungen, die sich auf den Köpfen der Jünger verteilen. Die Bibel berichtet weiter, dass alle vom Heiligen Geist erfüllt wurden und auf einmal in anderen Sprachen zu predigen. Sprachen, die sie eigentlich gar nicht beherrschen. Gottes Geist gibt ihnen die Worte ein, die sie sagen sollen. Von dem Brausen bekommen auch die Leute in der Umgebung etwas mit. Sie kommen dorthin, wo das Brausen zu hören war und sind verwirrt. "Wie können sie in unseren Muttersprachen sprechen? Die können das doch gar nicht, das sind doch Galiläer. Die können nur Hebräisch, höchstens noch Grie-

chisch!" Der Jünger Petrus tritt schließlich vor die Leute und beginnt mit einer Rede. Er zitiert den Hörern aus dem Alten Testament, wo das, was hier gerade geschieht, schon viel früher vorausgesagt wurde. Weiter verkündet Petrus, dass Jesus tatsächlich auferstanden ist und Tod und Sünde machtlos gemacht hat. Nach dieser sogenannten Pfingstpredigt, wenden sich ungefähr dreitausend Menschen dem christlichen Glauben zu.

Was ist hier passiert?

Jesus hat seinen Jüngern diesen Heiligen Geist versprochen. Er selbst hat schon davon erzählt, als er in der Synagoge in seiner Heimat Nazareth aus dem Buch Jesaja, Kapitel 61 zitiert: "Der Geist Gottes des HERRN ist auf mir, weil der HERR mich gesalbt hat. Er hat mich gesandt, den Elenden gute Botschaft zu bringen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu verkündigen den Gefangenen die Freiheit, den Gebundenen, dass sie frei und ledig sein sollen..."

Genau das ist zu Jesu Zeit passiert. Jesus hat Blinde sehend, Lahme gehend und Taube hörend gemacht und Leute sind frei geworden, die zum Beispiel von Krankheit gefangen waren. Oft heißt es, dass Jesus, wie selbstverständlich, "alle" heilte, die gekommen waren, um von ihm geheilt zu werden. Diese Heilungen und Wunder geschahen jetzt auch durch die Jünger. Der Heilige Geist machte es möglich. Auch später bei dem Apostel Paulus lesen wir von Wundern, die der Heilige Geist bewirkte.

Dieser Heilige Geist wirkt auch heute noch, wie vor 2000 Jahren. Als Jesu Nachfolger stehen wir in der selben Reihe wie die Jünger. Der Heilige Geist kann auch heute durch jeden wirken, der ihm vertraut. Gott ist uns der liebende Vater. Sollte er uns, seinen Kindern, nicht das Beste geben, wenn wir ihn darum bitten? Sollten wir dem Schöpfer der ganzen Welt nicht zutrauen, auch in unserem Leben durch seinen Geist Befreiung zu bringen?

Ich möchte uns ermutigen, dieses Geschenk von Gottes Hilfe anzunehmen. Ein Gebet ist es wert. Natürlich ist Gott kein Wunschautomat. Ein Gebet wird hereingeworfen und Gebetserhörung kommt heraus - das wäre ein absolut falsches Bild von Gott. Haben uns unsere Eltern denn alles gegeben, was wir wollten? Hätte uns alles gut getan, was wir uns von unseren Eltern gewünscht haben? Zu viel Süßigkeiten hätten uns auch nicht gut getan? Manche wilde Fahrradfahrt von einem steilen Berg hinab hätte uns auf den ersten Blick - mit unserer Wahrnehmung - bestimmt gut getan, obwohl wir im Nachhinein genau wissen, dass unsere Eltern Recht damit hatten, uns das nicht zu erlauben.



wir seine Hilfe brauchen. Er wünscht sich, dass wir Zeit mit ihm verbringen und ihn um Rat bitten und nach seiner Weisheit und Hilfe fragen. Als Schöpfer ist ihm nichts unmöglich. Darum können wir ihn auch um das bitten, was uns unmöglich erscheint. Die ersten Jünger haben ihre Hände auf die schmerzenden Stellen derer gelegt, für die sie beteten. Ja, manchmal ist glauben auch etwas, das nicht nur im Kopf und im Herzen passiert. Lasst uns das probieren. Auf der ganzen Welt werden so Leute gesund - bis heute. Schwer ist das nicht.

Ein Gebet reicht. Es kann nur besser werden, denn das Schlimmste, das bei so einem Gebet passieren kann ist, dass nichts passiert. Auch dann können wir darauf vertrauen, dass Gott immer noch alles im Griff hat. Als unser aller Vater hat er einen perfekten Plan für unser Leben und weiß genau, warum uns Dinge passieren oder eben nicht.

Also liebe Großpolder, lasst uns beten und von Gott Wunder erwarten! Das ist Pfingsten.

Genauso weiß Gott, was gut für uns ist, und was uns nicht gut tun würde. Einen schnellen Lottogewinn schenkt er nicht einfach so. Aber wir sind aufgerufen zu beten, Gott zu sagen, was uns bewegt, wofür wir dankbar sind und wo

Der allmächtige Herrgott segne Euch!

Euer Gerd Sonnleitner

Alles steht in Gottes Hand

„Alles steht in Gottes Hand,
Haus und Heimat, Volk und Land.
Gottes Gnade, Gottes Ehre
sind der Seinen starke Wehre,
glaubet, traует, danket ihm.
Er gibt dir dein täglich Brot,
geht mit dir durch Kampf und Not.
Was Gott hat ist alles dein;



Christus will dir Bruder sein.
Was Gott tut, ist alles recht;
Selbst der Tod dient dir als Knecht.
Selig sind, die Gott vertrauen;
Ewig werden sie ihn schaun.
Gottes Gnade, Gottes Ehre
sind der Seinen starke Wehre,
glaubet, traует, danket ihm!“

Wie wir unsere Glocken empfangen haben

Den 10. Februar, Sonnabend, 1924 sind unsere neuen Glocken auf den Bahnhof angekommen. Alle Kinder und Leute freuten sich sehr. Sonntag gingen die großen Mädchen und sammelten Blumen um die Glocken zu bekränzen(hier: schmücken). Montag gingen alle Schulkinder schön angezogen in die Schule. Als wir alle versammelt waren, stellten wir uns im Schulhof vier zu vier auf. Jetzt sagte der Herr Lehrer, wir sollten gehen die Glocken zu erwarten, jetzt machten wir uns auf den Weg. Wir gingen den Glocken entgegen. Als wir in der Bahngasse waren, sagte der Herr Lehrer, hier warten wir, bis die Glocken kommen. Wir warteten ein wenig; jetzt auf einmal hörten wir Musik, und die Glocken kamen in die Gemeinde. Zuerst ritten die Reiter auf Pferden, dann die Adjuvanten, dann kamen 6 Pferde an einem Schlitten, und auf dem Schlitten war die große Glocke mit Blumen geschmückt und dann die kleine Glocke. Hinter den Glocken kamen die Kinder und dann die Jugend. Als wir zu der Kirche kamen hielt der Herr Pfarrer(damals: Otto Piringer) eine Rede. Da gingen wir in der Mittelgasse hinunter und in der Neugasse hinauf und dann zu der Kirche dort luden die Leute die Glocken ab. Dann gingen wir alle nach Hause, denn es war Mittag.

Johanna Sonnleitner

Nachwort: Meine Mutter Johanna Sonnleitner geb. Sonnleitner wurde am 10. März 1914 geboren und starb am 28. März 1945 in Russland. Sie war das 11. Kind von 12 Geschwistern, die Eltern waren Michael und Theresia Sonnleitner geb. Rieger (alte Hausnr. 427, jetzige Hausnr. 228).

Für diese Beschreibung, die meine Mutter als 10-jährige - vor 90 Jahren niedergeschrieben hatte, bekam sie von der Schulleitung, aus Hermannstadt als Belohnung ein Buch geschenkt.

Eingesandt von: Johanna Kramer geb. Sonnleitner, Hausnr. 436

Die Großpolder Heimatglocken

Von Andreas Bacher

Die Glocken der Heimat, der himmlische Klang,
sie begleiten zur Kirche, Gebet und Gesang.
Zur Taufe, zur Hochzeit und in den Tod,
bei Brand, Gefahren und größter Not.

Im Krieg wurden die Glocken für Kugeln genommen
und nach dem Krieg haben wir neue bekommen!
Ein paar glockenlose Jahre vergingen,
bis die neuen Glocken durften erklingen.

Es war bestimmt eine traurige Zeit,
Kein Glockengeläut´ weit und breit!
90 Jahre sind nun schon vergangen
Seitdem die neuen Glocken erklangen.

Überall auf der Welt gibt es Glocken,
die zum Gebet rufen und locken.
Doch die Glocken von Großpold
Bedeutens uns viel mehr als Geld und Gold.



Leserbriefe und Meinungen

Lieber Landsmann "Großpolder Hans"!

Vielen Dank für den Großpolder Boten, ich freue mich jedes Mal wenn ich ihn bekomme. Es ist eine sehr gute Arbeit die ihr damit macht, das verbindet uns doch noch miteinander, auch wenn wir so verstreut in ganz Deutschland leben.

Mein Name ist Theresia Bottesch, geb. Klusch aus dem Winkel. Ich bin 1945 nach Russland und bin im Herbst 1946 mit einem Krankentransport nach Deutschland gekommen. Zuerst nach Ost und dann später nach West, nach München.

Vieles was ich jetzt im Boten lese, habe ich nicht gewusst. Es war für uns alle eine schwere Zeit.

Nun danke ich Euch nochmals herzlich für Eure große Arbeit und wünsche weiter gutes Gelingen.

Herzliche Grüße

Resi Bottesch (14.01.2014, Hörlkofen)

Mit Deinem Artikel, lieber Georg, über die Weinlese in Großpold, ist es Dir gelungen mich in meine früheste Jugendzeit zu versetzen.

Ich war nämlich im Herbst 1956 bei Familie Kerst in der Weinlese. Ja so gute Trauben habe ich seit her nicht mehr gegessen. Auch erinnere ich mich an die Mittagspause und dem deftigen Mittagessen. Es gab natürlich den berühmten siebenbürgischen Speck. Ich sehe ihn heute noch vor meinen Augen – weiß wie der Schnee und fast 10 cm dick. Heute läuft mir bei dem Gedanken an den guten Speck, das Wasser noch immer im Mund zusammen.

Ja, das waren noch Zeiten denen man schon nachtrauern darf.

Eva Hoffmann (Eningen, vormals Neppendorf)

Euer Heft ist wieder sehr gut geworden. Es ist auch für einen Außenstehenden sehr interessant zu lesen; aus der Themenvielfalt kann man so manches lernen und bietet gleichzeitig auch sehr viel für "Herz und Seele".

Es werden automatisch so mancher wertvollen eigene Erinnerungen und Erlebnisse "wach", die einem im Hinblick - und auch Rückblick - aufs eigene Leben so viel bedeuten!

Frank Schartner
(Grafenau, vormals Großau)

Mit dem Großpolder Bote und mit deinem Schreiben hast du mir eine Freude gemacht, für die ich danken will.

Zu bewundern ist dein Engagement bei der Redaktionsarbeit an eurem Großpolder Bote.

Dieser ist wieder sehr gelungen und ich kann euch dazu nur gratulieren.

Helmut Gromer
(Leinfeld, vormals Neppendorf)

Die neue Schule, mit Kindergarten, in Großpold

Eine Zusammenfassung von drei Zeitungsartikeln aus der rumänischen Tagespresse



Foto: Ramona Găină

Die „Allgemeine Deutsche Zeitung“ (Ausgabe von Mi. 12 Febr. 2014) schreibt von einem Schulkomplex, die Zeitung „Adevărul“ schreibt am 1. März 2014 von einer deutschen Schule auf dem Land und die „Tribuna“ schreibt am 10. Febr. des Jahres von der modernsten Schule im Landkreis Hermannstadt. Die Rede ist von der neuen Schule in Großpold, mit ange-schlossenem Kindergarten.

Die Schule wurde am Ende des Predigergässchens, also links, „hinter den Gärten“ gebaut und der neue Kindergarten entstand im Pferdestall der ehemaligen Staatsfarm, sozusagen gegenüber der Schule.

In der August/September-Ausgabe der „Gazeta de Miercurea“ wurde in einem Artikel erwähnt, dass die Schulglocke in der „alten“ Schule am Markt- platz am 29.06.2013, 10 Uhr das letzte Mal geläutet hat. Damals feierten die ehemaligen und die aktiven Lehrer an der Schule, sozusagen Abschied von derselben. Daran teilgenommen haben auch vier ehemalige Direktoren der Schule, der Bürgermeister Ioan Troancă u.v.m. . Es wurde das Lied „Gaudeamus igitur“ gesungen, in einer kleinen

Ausstellung, mit älteren und neuen Fotos, wurde der nun zu Ende gehenden Ära dieser Schule gedacht. Es wurde ebenfalls der schon verstorbenen Kollegen gedacht. Aber auch gefeiert. Doch das war noch nicht das Ende.

Im September läutete die Glocke wahrscheinlich wieder – in der alten Schule. Und das bis Anfang Februar 2014, da die Bauarbeiten bis dahin nicht abgeschlossen waren. Also war die Schule am Markt- platz, in der Ortsmitte, neben Kirche und Einkaufsmöglichkeiten sowie sehr guter zentraler Erreichbarkeit doch wieder gut genug.

Am 9. Februar diesen Jahres war es dann soweit. Alle waren gekommen: Kreisratsmitglieder, der orthodoxe Mitropolit Siebenbürgens Laurentiu Streza, Schulinspektoren, Bürgermeister und Stadt- ratsverwaltung und viele Leute aus dem Ort wohnten der Einweihung der Schule bei. Auch Martin Bottesch, unser Landsmann und ehemaliger Kreis- ratsvorsitzender war dabei. Und natürlich die ca. 250 Schul- und Kindergartenkinder denen die Schule sozusagen gehören soll, waren anwesend mit ihren Lehrern. Der neue Schulkomplex hat eine

Fläche von ca. 18 Tsd. Quadratmeter. Zehn modern ausgestattete Klassenräume und zwei Laboratorien hat die Schule. Das Projekt umfasste also die neue Schule, den Kindergarten, den Zaun und den gepflasterten Hof sowie Brunnen und Heizungszentrale für alle Gebäudeteile. Dazu eine Sporthalle, die als solche aus der Scheune des Predigerhauses umgebaut wurde. Die gesamte Investition kostete 1 Million Euro (4,5 Mill. Lei). Die deutsche Abteilung wird von ca. 95 Kindern besucht, in den Klassen I – VIII, von denen die meistens aus dem Landkreis anreisen und zum Teil von Montag bis Freitag im Internat wohnen. Insgesamt ist die Einrichtung für ca. 200 Schüler und ca. 50 Kindergartenkinder gedacht. Der Bürgermeister Ioan Troancă war froh, dass die Gemeinde nun nicht mehr 6.000 Lei Miete monatlich zahlen muss, für die „alte“ Schule in der Ortsmitte die die evangelische Kirche zurückerstattet bekommen hat. Die Schulleiterin Elisabeth Pavel (geb. Schauburger) sagte: „Es tut uns ein wenig leid um die alte Schule, denn sie liegt mitten in der Gemeinde. Dafür haben wir jetzt perfekte Bedingungen für die Kinder“. Das Projekt für diesen Schulkomplex wurde schon 2007 erstellt und zu 2/3 über die Weltbank finanziert, aber auch über das Bürgermeisteramt Reußmarkt.

Es ist die einzige Schule mit Unterricht auch in deutscher Sprache auf dem Land, im gesamten Kreis Hermannstadt. Dazu werden die Schüler mit zwei Kleinbussen aus Reußmarkt, Hamlesch, Dobring, Urwegen, Kleinpold, Sacel, Saliste u. a. nach Großpold gefahren. Das Internat bietet für 40 Schüler Wohnraum, mit deutschsprachiger Betreuung und wird zum größten Teil aus Österreich finanziert. Dabei handelt es sich meistens um rumänische Kinder die die deutsche Sprache lernen wollen. Diese erhoffen sich später bessere Chancen im Berufsleben. Denn viele der ehemaligen Schüler der deutschsprachigen Abteilung arbeiten in Hermannstadt für deutsche Firmen und sind sehr begehrt von diesen.

Für die Zukunft sind im Innenhof der Einrichtung, die eigentlich zum Schulkomplex „Ilie Măcelariu“ der Kleinstadt Reußmarkt gehört, weitere Bauarbeiten geplant. Ein Internat, einen Sportplatz, Lehrerwohnungen und weitere Dienstwohnungen. Hier kommen also Kinder und Lehrer zum Teil aus der Stadt auf das Land um Deutsch zu lernen und lehren.

von Georg Kramer

Daten zur „alten Schule“ am Marktplatz und Ortsmitte in Großpold,

von Prof. Felicia Moga, erschienen in dem Artikel aus: „Gazeta de Miercurea“ Nr. 37, Ausgabe August-September 2013, Seite 6, hier Auszüge; Übersetzung von Georg Kramer.

Die Anfänge der deutschen Schule in Großpold können bis ins 16. Jahrhundert, in die Zeit der Schulreform unter Johannes Honterus zurückverfolgt werden.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es zwei Abteilungen in der Schule. Eine für Jungen, wo Schreiben und Lesen gelehrt wurde und eine Abteilung für Mädchen, wo ihnen nur das Lesen beigebracht wurde. Nach der damaligen Mentalität war es einer Frau nicht erlaubt zu schreiben.

Da das Gebäude in dem die Schule untergebracht war zu klein wurde, begann man im Jahre 1853 eine neue Schule zu bauen. Diese wurde 1857 fertig gebaut. Der Schulbetrieb begann mit einem Direktor und zwei Lehrern.

Bis zur Schulreform 1867, fand der getrennte Unterricht statt. Der gemischte Unterricht, also Jungen und Mädchen zusammen, begann zuerst mit der 1. Klasse und erst nach zwei Jahren wurde dieser auch in den höheren Klassen eingeführt. Bis dahin waren die Eltern immer noch dagegen.

Ab 1870 wurde der Unterricht für Erwachsene eingeführt, an drei Tagen in der Woche, jeweils eine Stunde, zur Winterszeit, der von Jungen ab 15 Jahren besucht wurde.

Zwischen 1871-1918 wurde eine gewisse Magyarisierung der deutschen Schule festgestellt.

1894 wurde die Ringmauer im Schulhof von Grund auf renoviert.

1895 wurde die Schule einer Generalreparatur unterzogen.

1896 wurde eine Schulklasse, mit Eingang vom Marktplatz, einem Kaufmann für eine Zeit von 10 Jahren vermietet, zum Preis von 120 Gulden („galbeni“)

1906 kam die erste Lehrerin an die Schule: Frau Iuliana Esler.

1912 kam Fr. Bertha Roth an die Schule, die bis heute den Rekord von 39 Dienstjahren unter den Lehrern in Großpold inne hat.

Beginnend mit dem Schuljahr 1940-1941 kam die deutsche Schule unter direkte Kontrolle der deut-

schen Ethnie, die auch die Lehrer bezahlten. Es werden viele Sportstunden und militärische Übungen eingeführt, alles für einen Kriegseinsatz vorbereitet.

Die Schulreform in 1948 vereinigt die deutsche mit der rumänischen Schule und spaltet sich von der Kirche ab. Die beiden Schulen blieben bis heute vereint.

Die Schule von damals

„Zum Gedenken an meinen Vater“

Nach 51 Jahren habe ich Großpold wieder gesehen. Anlass war ein für mich sehr emotionelles Grundschulklassentreffen mit meinen damaligen Schulkollegen. Das Treffen fand in der „oberen Schule“ statt, denn die „untere Schule“ wurde inzwischen umgewidmet. Unsere Feier war wahrscheinlich die „letzte“ in dieser Schule, eine Schule die die Schritte vieler Generationen in ihr Leben gelenkt hat.

Eine neue, moderne und anschauliche Schule wird ab Herbst eingeweiht.

Und dennoch, die Erinnerungen dürfen nicht „beredigt“ werden... Im Jahre 1949 unterrichtete in dieser „Schule mit 7 Klassen“ Ghenadie Circo, Sohn des Zenovie Circo, Mathematiklehrer in der Kunst- und Handwerkschule in Reußmarkt. Es waren schwere Jahre nach dem Krieg. Eine Zeit, gekennzeichnet durch die politische und soziale Krise.

Mein Vater, gemeinsam mit einem jungen Kollektiv von begeisterten Lehrern, in einer Gemeinde (Großpold war damals Gemeinde) mit vielen Kindern unterschiedlicher Ethnien, typisch für Siebenbürgen, begannen sie alle einen kulturellen Grundstein zu legen.

Lehrer Victor Tudoran gründete eine Theatergruppe, Lehrer Karl Fisi einen Chor, Lehrer Costica Tămas einen Geschichtekreis, Lehrer Olteanu eine Fußball- und eine „Oina“-Mannschaft und Fräulein Sorica gründete einen Malkreis. Mein Vater gestaltete ein Museum. Seine Leidenschaft war es, Lehrmaterialien zu erstellen und genau diese Leidenschaft an andere weiterzugeben. Er verstand es viele Jugendliche für das Sammeln von unterschiedlichem Material zu begeistern: Pflanzen, Schmetterlinge, Reptilien, Vögel, Käfer und historische Reliquien (...von denen Großpold viele hat), häusliche Werkzeuge, Folklore und noch mehr. Trotz des mangelnden Platzes in der Schule, wurde

mit der Großzügigkeit des damaligen Direktors der Schule Herrn Ivan, dennoch ein Raum für das Museum gefunden. Das Museum begann „Früchte“ zu tragen! Viele Jahre danach, Generationen von Schülern machten hier ihren thematischen Unterricht. Schulklassen der Schulen aus Kleinpold, Aciliu, Jina, Rod, Dobring, Reußmarkt und Sacel kamen zu Besuch.

An einem Herbstabend, zur Zeit der Weinlese, hielt vor der Schule am Marktplatz eine „schwarze Wolga“. Wir Kinder sprangen dem Auto entgegen um es zu berühren. Doch der Fahrer hatte eine Stock bereit mit dem er uns fern davon hielt. Dieses kam oft vor, da zu der Zeit ganz wenig Autos fahren. Aus dem Auto der „50er Jahre“, stiegen zwei „Genossen“ aus. Sie wollten die Schule besuchen und die Putzfrau brachte sie in das Museum meines Vaters. Die beiden Männer hörten den Erklärungen meines Vaters gut zu und erst zum Schluss haben sie sich ihm vorgestellt: „Genosse“ Sipos, Unterrichtsminister und „Genosse“ Preja, Chefinspektor für Unterrichtswesen im Landkreis Mühlbach. Die Begeisterung meines Vaters war groß, ebenso wie die Genugtuung der beiden „Genossen“

Im Jahre 1962 zogen wir aus Großpold fort. Mein Vater arbeitete an der Schule in Racos, im Landkreis Kronstadt und danach am Pionierspalast in Kronstadt. An diesen seinen beiden Arbeitsstätten gründete er ebenfalls ein Museum. Er glaubte an seine Arbeit! Ich wollte die Arbeiten meines Vaters nach vielen Jahren wiedersehen. Der Direktor versicherte mir, dass alle Exponate in Sicherheit gebracht wurden und in der neuen Schule ausgestellt werden. Was wäre Großpold ohne seine Vergangenheit? Was wären wir ohne Erinnerungen? Was wären die neuen Generationen ohne Geschichte?

Es ist nicht mehr das Alte

Ich kehr´ zurück, ich kehre heim
wo einst ich gern verweilte,
es ist fast alles noch wie´s war
und dennoch nicht das Alte.

Wo ich manche liebe Stimm´ vernahm
Und große Pläne baute,
klingt es nun leer und ist nicht mehr
das Liebe und Vertraute.

17.6.1987

Von:

Richard Martin Sonnleitner, geb. 28.01.1930
in Arbegen, Sohn des aus Großpold stammenden
Kaufmannes Martin Sonnleitner geb.
1902, gest. 1981 und der Anna Johanna geb.
Schneider, geb. 1907, gest. 1999 aus
Arbegen.

Das Gebet des Waldes Verfasser unbekannt

Mensch!

Ich bin die Wärme deines Heimes
in kalten Winternächten, der schim-
mernde Schatten,
wann des Sommers Sonne brennt.

Ich bin der Dachstuhl deines Hauses,
das Brett deines Tisches.
Ich bin das Bett, in dem du schläfst.
Ich bin das Holz,
aus dem du deine Schiffe baust.

Ich bin der Stiel deiner Haue,
die Türe deiner Hütte.
Ich bin das Holz deiner Wiege
Und deines Sarges.
Ich bin das Brot der Güte,
die Blume der Schönheit.

Erhöre mein Gebet:
Zerstöre mich nicht!

Der lange Weg vom Hanfkorn zur Leinwand

von Theresia Lassner geb. Pitter, Hausnr. 354

Im Frühling wurde der Boden auf dem Krautgarten fein vorbereitet und mit Hühnermist gedüngt. Der Hanf wurde darauf von Hand gesät. Kaum waren die Pflänzchen heraus, kamen die Erdflöhe, die man mit bestreuen von Asche bekämpfte. Im Sommer wurde der Hanf ausgerupft und gebündelt; zu sogenannten „Reisten“. Der „Femel“ wurde separat gebündelt. Zuhause wurde er ein paar Tage an der Sonne getrocknet, dann auf einer Waschbank ausgeschlagen, also von den Blättern befreit. Wie das duftete – so richtig belebend, doch niemand kam auf den Gedanken dass es eine Droge wäre.

Die Reisten wurden nun zum Bach gefahren. Dort hatte man eine rechteckige Grube (Honofretz), ausgehoben, der Hanf wurde hinein geschichtet und mit großen Steinen beschwert. Nun wurde Wasser hineingeleitet und es gab einen Abfluss wo das überschüssige Wasser abfließen konnte. Drei Wochen musste der Hanf dort „retzen,“ und täglich musste man nachschauen ob der Zu- und Abfluss funktionierte.



Dann kam der große Tag wo der Hanf gewaschen wurde. Dafür musste man den Bach stauen. Die Frauen machten einen „Tumpf“ wo die Reisten immer wieder ins Wasser geschlagen wurden, bis sich aller Schmutz löste. Das war eine schwere (und nasse) Arbeit. Der Hanf wurde wieder mit dem Wagen nach Haus gebracht und an der Sonne getrocknet. Einige schöne lange Stengel wurden für Fackeln herausgenommen.

Jetzt kam die Qetsche und Brechel dran womit die schneeweißen Hanfstengel gebrochen wurden und die „Ong“ ausgeschüttelt wurden. Die hob man für Feuer anzünden auf, denn man musste ja täglich Feuer im Ofen machen, auch im Sommer, da es keine andre Kochmöglichkeit gab.

Der Hanf wurde dann durch die „Hachel“ gezogen, ein Gerät mit langen, eisernen Spitzen und das „Kratzwerch“ abgehacht. Danach wurde das „Feinwerch“ abgehacht und zuletzt blieb der Hanf übrig, lang und fein, der zu einem Strang gedreht wurde.

Kam der Winter nahe, wurde er in „Rupfen“ an den „Rockel“ gebunden und mit dem Spinnrad gesponnen. Bei Petroleumlicht wurden die Rockelstuben abgehalten wo fleissig gesponnen und erzählt wurde. Der gesponnene Faden wurde von den Spulen auf dem „Haspel“ zu Strähnen gemacht die man im Frühjahr „sechtelte“ (ein Kapitel für sich).

Die gewaschenen und getrockneten Strähne haben wir auf den „Windschragen“ gespannt und von Hand auf Knäuel gewickelt. Die brachte man zum Weber, der den Hanf auf dem Webstuhl aufspannte, (auch dies ist eine Geschichte für sich).

Der Quersfaden musste mit dem Spulstock auf kleine Spulen aufgerollt werden, die ins Weberschiffchen kamen. Das Schiffchen wurde von Hand durch die Fäden vom Aufzug geworfen und mit der andern Hand gefangen und zurück. Dabei trat man mit den Füßen die „Schemel“. Das musste alles sehr schnell gehen!

Nun musste die fertige Leinwand wieder gesechtelt und gewaschen werden und war doch noch nicht Blüten weiß. Wir haben die Leinwand nass auf den Rasen aufgeteilt und immer wieder begossen, sodass die Sonne sie weiß bleichte.

Aus der handgefertigten Leinwand wurden dann Tischdecken, Handtücher, Hemden, Unterwäsche, Bettwäsche, Säcke und vieles mehr genäht. - Es war so viel Arbeit, bis man die fertige LEINWAND in den Händen hielt.

Der Marien Tag

Der 2. Februar war in Großpold ein großer Feiertag.

Die jungen Frauen und die Mädels trugen weiße gestickte Schürzen zur Tracht in der Kirche um das Fest zu schmücken.

Zuhause warteten die Kinder auf die Eltern, denn am Marien-Tag war ja Kinderball im großen Kultursaal. Feierlich angezogen packte die Mutter Krapfen und Kuchen und was zum Trinken in den Deckelkorb und man ging los. Im großen Saal spielten die Adjuvanten und die kleinen und großen Kinder tanzten, spielten Kranz und sangen Lieder. Am Abend war das schöne Vergnügen für die Kinder aus, denn die Jugend und die Erwachsenen übernahmen den Ball.

Zweimal waren wir auf dem Kinderball, denn es kamen schwere Zeiten für die Deutschen. Aus dem deutschen Kultursaal wurde ein Kinosaal gemacht und vieles war unglaublich geworden.

Am Abend vor dem Marien Tag gingen die Mädels zu ihren Freundinnen die „Maria“ waren zum Gratulieren. Sie sangen drei Lieder zum Ständchen im Hof, die Gratulantin kam aus dem Haus, dankte für's Ständchen und rief die Freundinnen ins Haus. Ein „Puckee“ (Blumenstrauß) wurde vorher aus Tannenzweigen gemacht, mit Rosen und Nelken aus Krepppapier als Blumen, denn blühende Blumen gab es um diese Zeit nicht, und ein paar Mascheln gab es dazu, das war das Geschenk. Alle gingen ins Haus.

Dort gab's Krapfen und Kuchen sowie Kaffee von Enrillo und Frank gekocht, denn Bohnenkaffe haben wir nicht gekannt. Es hat nicht lange gedauert da kamen auch die Burschen. Die zwei Brüder Kirschlager Samuel und Andreas spielten auf der Ziehharmonika ein schönes Ständchen und kamen auch ins Haus. Bei Krapfen und Kuchen, Wein und Kaffee gab es ein schönes Zusammensein. Es wurden schöne Lieder gesungen und wenn Platz war, wurde auch getanzt denn die Musik war gut. So haben wir uns gefreut, einer über den anderen.

Die Puckees mit den Papierblumen wurden nun noch mit den Mascheln und Pandeln behängt und geschmückt und in die Fenster gestellt, damit alle die am Haus vorbei gingen, sahen wie viele Geschenke die „Maria“ bekommen hat. So war es immer am Namenstag. An einem weiblichen Namenstag erhielten die Mädels Blumensträuße und Mascheln und wenn ein männlicher Namenstag war erhielten die Burschen kleine Kränzchen auch aus Tannenzweigen mit kleinen selbstgemachten Stoffblumen geschmückt. Auch die Kränzchen wurden zur Schau ans Fenster gehängt um zu sehen welches schöner, noch schöner und am Schönsten war.

Dies alles wurde von den Eltern und Großeltern übernommen. Vieles wird vergessen und nur noch Vergangenheit sein.



„Auch bis in euer Alter bin ICH derselbe und will euch tragen, bis ihr grau werdet. ICH habe es getan; ICH will heben und tragen und erretten.“

Jesaja 46,4

Mit diesem Bibelvers gratulieren wir dem Jahrgang 1934 zum 80. Geburtstag und wünschen euch allen viel Gesundheit und Gottes reichen Segen!

(Maria Rechert, geb. Pitter)

Foto: Dorffest 1951

Meine Erinnerung an die Gründung der ehemaligen Kollektivwirtschaft in Großpold

Als im Kriegsjahr 1944 die Rote - Armee bis an die Rumänische Grenze am Pruth vorgestoßen war, hatte Rumänien die Partnerschaft mit Deutschland gekündigt und sich entschlossen gemeinsam mit der russischen Armee gegen Deutschland zu kämpfen. Die Wende geschah am 23.ten August 1944. Zugleich mit der russischen Armee kam auch die Kommunistische Idee in unser Land, die Kollektivierung der Landwirtschaft. Es war dieses der Anfang von dem großen Leiden das uns Sachsen und Schwaben in Rumänien erwartete. Nach dem Krieg wurden alle Deutschen in Rumänien enteignet, Grund und Wiesen wurden an die Rumänen oder Zigeuner verteilt. Die Obst und Weingärten fielen an die Staatsfarm die sogenannte I.A.S. In jedes Deutsche Haus kam ein sogenannter Kolonist, zuerst die Zigeuner aus dem Dorf, später kamen viele Rumänen aus den Nachbar - Gemeinden, Kleinpold, Logdes, Rod und Jina dazu. Die Kolonisten konnten auf dem Hof der Ihnen zugeteilt wurde über das ganze Vieh und Landwirtschaftliches Inventar verfügen, sogar die rechtmäßigen Bewohner des Hauses wurden auf Ihrem Eigentum nur geduldet, manche mussten zu Verwandten oder Freunden umziehen. Im Frühjahr 1950 wurde in Großpold das damals zum Rajon Mühlbach, Region Hunedoara gehörte, eine der ersten Kollektive gegründet. Die Gründung fand in unserem großen Saal statt. Die Kollektive erhielt den Namen „Brazda - Noua“ zu Deutsch „Neue - Furche“. Für den Sitz der Wirtschaft sowie für Lager - Räume, Stallungen und Scheunen wurde die Kletita - Gasse bestimmt. Von Samuel Roth Nr. 239 bis zum Gassel Glatz Daniel (Sanjowitch) Nr. 233 mussten alle Ihre Häuser und Höfe räumen. Gründungsmitglieder waren die rumänischen Kolonisten, die ja den Boden und zum Teil auch das Vieh das sie der Kollektive beitreten mussten, von unseren Leuten hatten. Auch ein paar deutsche Familien waren unter den Gründungsmitgliedern, Familie Samuel Feyri Nr. 244 Mühlgasse, Familie Johann Schech Nr. 465 im Winkel, Familie David Scheiber Nr. 203 Neugasse, Familie Martin Rieger Nr. 175 Neugasse, Michael Henrich Nr. 505 Kalten Hügel, die Witwe Theresia Glatz Nr. 221 Hintere Reihe, Elise Piringer(geb. Logdeser) von der Angerbach,

sowie andere an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Erster Vorsitzender war Niculae Jutaru Nr. 2 neben dem Rumänischen Saal. Er war für das Amt aber nicht fähig und wurde schon bald von Luca abgelöst. Luca stammte aus Logdes, er war Knecht in Großpold wo er etwas über Ackerbau und Weinbau gelernt hat. Als Kolonist hat er den Hof von Samuel Sonnleitner Nr. 429 Oberreihe bewohnt. Er war überzeugter Kommunist, ein grober roher Mann, der über uns deutsche viel schimpfte. Einmal soll er gesagt haben mit uns deutschen könnte er den Asphalt umpflügen. Trotzdem blieb er an der Führung bis zum Herbst 1955.

Nun weiter über die Benutzung der Höfe und Wohnräume der gegründeten Kollektive.

Im Hof von Samuel Roth waren die Kühe und Schweine untergebracht, in den 2 Scheunen war Heu und Klee für Kühe und Schafe. Die untere Wohnung war für den Agronom vorgesehen. Die vordere Stube und das hintere Zimmer wurde zum Lagern von Weizen, Hafer Gerste usw. benutzt. Im Hof von Samuel Pichler waren die Wagnerei, die Tischlerwerkstatt und die Hammermühle installiert, im Stall waren Ochsen und in den Wohnräumen wurden die Feldfrüchte gelagert. Im Hof von David Glatz war die Schmiedewerkstatt untergebracht, im Stall Ochsen in der Scheune Heu und Klee. Die Sommerwohnung wurde für die Bienenzucht als Werkstatt und Lager genutzt. Die obere Nebenstube war Schlafraum für die Traktorfahrer von der Traktoren-Station Reußmarkt.

Die vordere Stube wurde als Lagerraum genutzt. Im Schauberger (Pichler) Haus waren in der vorderen und Nebenstube die Büros eingerichtet. Rechts im alten Gebäude war das Lager für Schafkäse, Bienenhonig und Gärtnereiprodukte. In der oberen Wohnung hat der Polizist mit seiner Familie gewohnt. Im Stall waren Ochsen in der Scheune Viehfutter. Im Rieger - Hof wurde die überdachte 10t Brückenwaage aufgestellt und die Sommerküche wurde zur Garage umfunktioniert mit Einfahrt direkt von der Straße. Der große Schuppen wurde zum Pferdestall ausgebaut. Im Hof von Glatz (Fodor)

war nur die untere Wohnung zum Lagern von Früchten geeignet, Scheune und Stall waren mit Futter und Vieh belegt, im Garten errichtete man einen großen Maisspeicher (Schupfen) mit Zufahrt von der hinteren Reihe. Im Sanjowitch - Hof waren die guten oberen Stuben als Klub und für Sitzungen benutzt worden, in der unteren Wohnung war in den ersten paar Jahren der Kollektivkindergarten mit Küche installiert, im Keller war der Kollektiv Wein gelagert, Scheune und Stall mit Futter und Pferden belegt.

Im Garten waren ungefähr 40 Bienen - Völker untergebracht. Imker war der rumänische Schuldirektor Ivan Ion. Den Sommer über zog Ivan mit den Bienenvölkern ins Gebirge auf den Crinț und hatte gute Erfolge zu verzeichnen.

Auch Schafe gab es von Anfang der Kollektive, sie wurden mitsamt dem Schäfer auf dem Hof von Nuss Maria Nr. 240 untergebracht. Die Schafherde wurde von Jahr zu Jahr immer grösser, so dass schon bald ein Schafstall gebaut werden musste. Im Dorf wurden leer stehende deutsche Häuser abgerissen und mit deren Material der Schafstall auf dem Viehmarktplatz und im Schrewen das als Sommer - Weide für die Schafe vorgesehen war ein Schuppen gebaut. Mit der Landwirtschaft wollte es am Anfang nicht so richtig klappen. Da noch viele Arbeiten mit der Hand gemacht wurden, waren zu wenige Arbeitskräfte vorhanden.

Der Weizen die Gerste und Hafer wurden noch mit der Hand gejätet. Mais Kartoffeln und Rüben waren mit der Haue zu hacken. Da aber viele Arbeiten nicht gemacht werden konnten, so war auch die Ernte dementsprechend schwach. Ab dem Jahr 1954 wurde den Deutschen von der Regierung versprochen das sie ihre Häuser und Höfe zurückkriegen wenn sie der Staatsfarm oder der Kollektive beitreten. Nun war die Mitgliederzahl rapide gewachsen so das schon Anfang des Jahres eine dritte Brigade gegründet wurde, mit Johann Kirr Nr. 438 an der Spitze.

Ein Jahr später wurde von der Partei Luca Gh. als Vorsitzender abgesetzt und durch Budrala Dumitru ersetzt, der aber von der Landwirtschaft wenig Ahnung hatte, er war ein Schafhirte aus der Gemeinde Jina und ein großer Parteimann. Budrala wurde schon nach ein paar Monaten abgesetzt und an seine Stelle kam Johann Kirr Nr. 438. Im Jahr 1956 wurde auch die Leitung der drei Feldbrigaden durch

deutsche Personen ersetzt. Zur ersten Brigade kam Andreas Glatz Nr. 446, zur zweiten Hans Rechert Nr.432 und zur dritten Johann Piringer Nr. 219. Über den Viehzucht - Sektor wurde Samuel Klusch ernannt. Die dringendste Aufgabe war nun den Leuten ihre Höfe zurückzugeben.

Der Sitz der Kollektive wurde in den Gemeinde - Stier Hof versetzt. Im Gebäude gegen die Gasse kamen Büros, rechts von der Einfahrt war früher die Post und die Wohnräume für die Stierhüterfamilie. Diese wurden zu einem Klubraum umgebaut und daneben 2 Autogaragen gebaut. Von höherer Partei Zentrale kam der Plan die Kollektivstallungen außerhalb des Dorfes zu bauen. Der erste Stall für 80 Stück Vieh wurde 1958 gebaut, der zweite ebenso große ein Jahr später. Gleich danach die zwei Stallungen für je 100 Stück Kühe.

Dazu der Schweinestall, der Kälberstall und das große Lagerhaus, danach die Komplexe für die Werkstätten und für den Viehzuchtsektor. Alle Bauten wurden von Kollektivmitgliedern und mit der Hand durchgeführt, es gab damals noch keine Baumaschinen. Die Maurer und die Zimmerleute bekamen für einen Tag Arbeit 1,75 Norm, die Handlanger 1,25. Eine Arbeits - Norm hatte damals umgerechnet den Wert von 35 - 40 Lei. Als 1962 die Kollektivierung der Landwirtschaft in Rumänien stattfand mussten nun auch die letzten freien Bauern der Kollektiv beitreten, oder auch nur ihren Boden übergeben. Zu den neuen Mitgliedern der Kollektive kam nun auch Hans Rieger Nr. 506 mit seiner Winzer Vereins - Genossenschaft dazu, die auf Reben Setzlinge spezialisiert waren.

Reben Setzlinge hatten zu der Zeit eine sehr große Nachfrage, sogar aus Russland kamen Käufer. Nun wurde Rieger als guter Spezialist für Rebschule mit deren Führung betraut sowie der Gärtnerei. Er brachte es fertig dass schon in kurzer Zeit jährlich fast anderthalb Millionen Setzlingen veredelt wurden, die der Wirtschaft große Einnahmen brachten. Doch war Rieger wegen seiner Vergangenheit der Partei ein Dorn im Auge und musste schon nach zwei oder drei Jahren sein Amt an Hans Piringer Nr. 88 weitergeben. Präsident Kirr hatte ihm immer neue Stellen beschafft doch an keiner durfte er lange bleiben, bis Ihm die Ausreise mitsamt seiner Familie gelang. Hans Piringer war Parteimitglied und durfte sein Amt bis zur Revolution 1989 führen, jedoch mit Änderungen in der Produktion. Die Reb

schule wurde in den 80 - er Jahren aufgelassen und an die Stelle wurde mit der Speise - Pilz Produktion begonnen. Diese wurde im ehemaligen Stierstall eingerichtet. Doch diese Pilzzucht erforderte viele Handarbeit, so dass der Ertrag wenig Gewinn einbrachte. Zu diesem Sektor gehörte auch die Gärtnerei, sie wurde mit zwei großen Folienzelten ausgestattet, die sich unter dem ehemaligen Teutsch Haus befanden und aus dem Bach mit einer Pumpe zum Gießen und rieseln ausgestattet. Nun konnte die Wirtschaft viel früher Gemüse an den Staat liefern, vor allem Tomaten, Paprika und Gurken.

Bei der Kollektivierung kamen viele neue Mitglieder zur Kollektiv - Wirtschaft so dass noch eine 4 - Feldbrigade gegründet werden musste. Als Leiter der Brigade wurde Sirbu Ilie Nr.520 ernannt. Doch schon bald zeigte es sich das Sirbu seine Freunde und Verwandte bevorzugen wollte und wurde durch Lazar Miron Nr. 258 ersetzt. Doch auch Lazar verließ nach ein paar Jahren, wie viele andere Mitglieder auch, die Kollektive um sich eine besser bezahlte Arbeitsstelle zu suchen. Nach seinem Fortgang wurde die 4 - te Brigade wieder aufgelöst.

Im Büro war Dominte Constantin als Buchhalter tätig. Er war in den ersten Jahren nach der Gründung der Wirtschaft beigetreten und blieb als Buchhalter bis zu seiner Pensionierung. Als Büro Helfer waren Michael Hientz Nr.287, Samuel Sonnleitner Nr. 429 und Sirbu Vasile Nr. 587. Aber auch viele junge Frauen waren im Büro und beim Viehzuchtsektor beteiligt. Nachdem Dominte in Rente ging übernahm Hientz die Schriftführung bis zur Revolution. Als Kassier war Toader Niculae von der Gründung bis in die 80 - er Jahre als gewissenhafter und genauer Mann beschäftigt.

In den 70 - er Jahren wurde auch die Leitung der Kollektive gewechselt. Johann Kirr, altbewährter Präsident ging nach über 20 Jahren Führung in die wohlverdiente Rente. An seine Stelle wurde Johann Wagner Nr. 286 von der Partei ernannt. Wagner war ein ehrgeiziger genauer Mann, der die Parteidirektiven einzuhalten versuchte, was bei vielen Fehl - Planungen nur schwer durchführbar war. Bekanntlich musste alles nach Partei Planung gemacht werden. Ein Beispiel war der Viehzucht Sektor wo über 300 Stück Milchkühe und doppelt so viele Kälber in den Ställen standen, die Futtergrundlage aber nicht gesichert war. Das Heu von den Wiesen, von den

Mitgliedern gemacht, die 30% des Ertrages als Lohn bekamen, reichte nicht mal für die vielen Kälber aus. Die Kühe bekamen Stroh und Silage die aus Schilfgras, Klee, Maisstengeln und anderen Abfall gemacht wurde. Die Maiskolben durften nicht in die Silage kommen. Die Milchproduktion fiel auf unter drei Liter Milch pro Tag und Kuh. Auch mit Melkern hatte der Vorstand viele Schwierigkeiten, die hatten immer wieder versucht von der wenigen Milch auch noch für eigenen Gebrauch zu klauen. Wagner blieb bis zur Revolution an der Führung. Bis zur Auflösung der Kollektive übernahm Frau Stireciu (Agronom aus Saliste) die Führung.

Als Schreibkräfte im Büro und Viehzucht müssen noch die Frauen benannt werden: Johanna Alwerth (Verheiratet Glatz), Resi Glatz (verheiratete Rohrsdorfer) Anneliese Glatz (Verheiratet Klusch) und Gerda Glatz (verheiratete Pitter).

Der Viehzuchtsektor wurde von einem Tierarzt oder Ingenieur geführt. Ich erinnere mich noch an Dr. Ancuta, Dr. Dura, Ing. Jacob und Ing. Nicolau. Die Brigadeleiter nach Samuel Klusch und Samuel Roth waren Samuel Rieger Nr. 205, Michael Astner und Albu Moisa. Auch bei den Feldbrigaden kamen in den 70 - er Jahren neue Leiter dazu: Hans Adami, Georg Mätz, Ion Fusoi und auch Johann Piringer kam wieder für kurze Zeit dazu.

Da aber immer mehr Leute die Kollektive verlassen haben, sei es durch Auswanderung oder besser bezahlte Arbeitsstellen, wurden erst 2 Feldbrigaden belassen, nachher aber nur noch eine Brigade deren Leiter Johann Kirr Nr.148 (nachher 437) wurde. Kirr konnte gut mit den Leuten aus drei Nationen umgehen. Er setzte sich auch auf Verbote der Partei durch, indem er für die Dorfführung und die Verwandtschaft das begehrte Kalb oder Rindfleisch verschaffte.

Er führte dieses Amt 18 Jahre lang durch und wurde 1 Jahr vor dem Umsturz von Arsenie Viorel abgelöst. Zuletzt will ich nicht vergessen die wichtigen Nebenwirtschaften der LPG zu erwähnen. Da war die Schmiedewerkstatt um die viele Pferde der Wirtschaft zu beschlagen in den ersten Jahren kamen auch viele Ochsen noch zum beschlagen mit denen noch gearbeitet wurde. Die Hufschmiede waren Samuel Feyri sen. und jun. und Sterp Dumitru. In der Wagner Werkstatt war David Scheiber und Hans Feyri tätig. Die Tischlerei und die Hammermühle wurden von Martin Eder Nr. 406 bedient. Er war

auch eine Zeitlang Lagerverwalter. Als Klempner und für Reparaturen des Melkerei Zubehörs war Hans Rieger Nr. 389 als Meister tätig. Unter seiner Führung wurden auch neue stabile Pferdewägen gemacht. Sein Helfer war Michael Buchfellner Nr. 385. Für Auto und Traktor Reparaturen war Samuel Pitter Nr. 57 und Wagner Michael Nr. 509 dabei. Als unermüdlichen fleißigen Traktorfahrer will ich Johann Mätz Nr. 388 nennen der viele Jahre für Transporte zuständig war.

Für die vielen Bauholz Transporte aus dem Mühlbacher Gebirge wären die LKW Fahrer zu nennen: Samuel Scheiber Nr. 203, Hans Kirr Nr. 186, Muntean Ioan Nr. 282 Vidrighin Vasile und Wagner David Nr. 509.

Auch die Lagerhausverwalter möchte ich nicht vergessen, die oft bis in die Nacht bei der großen Waage standen um all die Feldprodukte die von den Mitgliedern um Prozente bearbeitet wurden, zu Übernehmen und zu Lagern. Samuel Glatz Nr. 335,

Andreas Burgstaller Nr. 285, Michael Bottesch Nr. 97.

Im Jahre 1980 wurde von dem Holzverarbeitungskombinat aus Mühlbach eine Werkstatt zur Erzeugung von Obst und Gemüseboxen ausgestattet. Die Maschinen und das Holz lieferte das Kombinat, die Arbeiter wurden aus der Kollektive angestellt (12 - 15 Personen). Die Arbeit wurde im Akkord gezahlt. Als Meister wurde Andreas Glatz Nr. 446 ernannt. Die Kollektive bestand 40 Jahre, bis zum Umsturz im Dezember 1989 und bis zur völligen Auflösung vergingen nochmals 3 Jahre.

Dieses sind meine Erinnerungen an die ehemalige Kollektive bei der ich 34 Jahre Mitglied war.

Altbach, im Februar 2013. Geschrieben von Hans Rechert, Geb. 19. Mai 1926 in Großpold Hausnr. 432.

Mutterhände

Mutterhände, zart und weich,
Überall da sind sie gleich.
Wollen immer spenden, geben,
Bitten flehend um dein Leben.
Streichen kosend dir die Wangen
Und erfüllen dein Verlangen.
Betten abends dich zur Ruh,
schaffen für dich immerzu!
Diese zarten, weichen Hände,
Sie sind Anfang dir und Ende.
Schau, solange sie sich rühren,
Werden sie dich aufwärts führen!
Doch wenn welk sie einst erschaffen,
Dann vergelte du ihr Schaffen!
Und versuch sie zu erhalten,
Daß sie nicht zu früh erkalten.
Denn es wird dir nie im Leben
Solch ein Schatz noch mal gegeben!

Carl Fritz Illmer
Eingesandt von Lenni Minn

Die Mutterlieb

Die Mutterlieb
entbehrt man immer,
auch wenn man längst
kein Kind mehr ist.
Das Mutterherz
verschmerzt man nimmer,
der Mutter Bild
man nie vergisst.



Meine Kindheit in Großpold, am Bach, in den Jahren 1945-1953

Von Georg Botsch

Wie haben wir damals Schwimmen gelernt? Diese Ideen hatten die vom Bach, die "Schöberls", die "Riegers", die "Kolmans", die Botschen, die Mätzen und noch andere die Freiwillig, als Aufseher sahen das auch jeder der baden wollte, Rasen oder Steine trugen, bevor sie dann auch im Tumpf baden gehen durften. Wenn dieses nicht befolgt wurde, gab es Ärger bis hin auch Schläge von diesem Aufseher. Die Höhe des Tumpfes ging bis zu 2 Meter hoch, nur wenn es dann im Gebirge regnete, gab es Probleme, da hieß es der Stoß kommt an und es ging darum, diesen Tumpf dann irgendwie zu retten.

Da wurde aus der Scheune vom Bokemisch, die damals leer stand, ein Futtertürchen ausgebaut und als Abwasser in den Tumpf eingebaut hat. Mit dem Schieber der Türe, versuchte man den Abfluss der ankommende Wassermenge zu regulieren. Bei Hochwasser nach einem Wolkenbruch z.B. war die Menge nicht mehr regelbar und unser Tumpf wurde einfach weg gerissen von dem Hochwasser. Da waren alle sehr traurig als wir dieses ansehen mussten, wie das Wasser unseren Tumpf den Bach hinweg gespült hatte.

Es vergingen einige Tage und die Arbeit begann von vorne, so hatten wir immer eine Beschäftigung. Die meisten Großpolder haben da in diesem Tumpf auch schwimmen gelernt. Nebenbei hatten wir so einiges noch auf Lager, Fahrräder waren zwar keine vorhanden und auch keine Computer mit denen wir unsere Zeit hätten verbringen können, sowie z.B. heutzutage, wie haben doch unsere Kinder und Enkelkinder für Sache und Möglichkeiten sich zu unterhalten.

Und wegen Taschengeld mussten wir auf die Bahn oder Farm gehen, um uns einiges kaufen zu können, aber da warteten unsere Eltern schon auf den Zahltag; wir mussten alles abliefern und es war eine schwere Zeit. Aber es war auch eine schöne Zeit, worüber wir uns heute noch mit vielen aus unserer Generation gerne unterhalten, meistens mit Hans Bacher, über Skype, 1-2 mal die Woche, wo wir uns über Neuigkeiten austauschen.

Ich hoffe euch einiges über meine Kindheit in Großpold geschildert zu haben und verbleibe mit freundlichen Grüßen.

Euer Georg Botsch aus Drabenderhöhe.

In eigener Sache...

wir möchten hiermit uns einmal kurz dazu äußern, warum es bei der Auslieferung des letzten "Großpolder Bote" zu großen Verzögerungen kam. Der Bote Nr. 7, Ausgabe Dezember 2013, wurde am 14 Dezember 2013 anlässlich des "Leuchtersingen Treffen" in Augsburg an die Anwesenden Großpolder verteilt. An alle anderen haben wir sämtliche Boten am 17 Dezember 2013 zur Post gebracht. Die deutsche Post brauchte leider sage und schreibe teilweise über 20 Tage bis der "Großpolder Bote" dann ab Mitte Januar ausgeliefert wurde. Eine Beschwerde bei der Deutschen Post brachte erwartungsgemäß nichts, außer dem üblichen Entschuldigungsschreiben. Wir bitten um Verständnis das wir uns zwar bemühen die Auslieferung des Botens so schnell wie möglich zu veranlassen, aber auf die Schnelligkeit der Post haben wir keinen Einfluss.

Desweiteren bitten wir diejenigen, welche die Spende für den Großpolder Boten per Einzugsermächtigung bestellt haben, den Beitrag für 2014 selber an das bekannte Konto zu überweisen. Wir haben die Einzugsermächtigung ab Januar 2014 wieder gelöscht und bitten um Verständnis dafür.

Das Redaktionsteam des "Großpolder Bote".

Erinnerung an meinen Patenonkel Hans Kirschlager

Von Anneliese Eder geb. Kirschlager

Ihr kennt das bestimmt: Man hört ein altes Lied – und die Erinnerungen sind da. Man liest ein Buch – und plötzlich ist man 50 Jahre zurückversetzt. Mir erging es unlängst so mit dem Buch „Aus dem Schweigen der Vergangenheit“, herausgegeben 2013 von Hermann Schuller im Schiller-Verlag. Das Buch enthält Berichte über die bedrohliche Seite des Daseins im kommunistischen Rumänien, die vorwiegend von evangelischen Pfarrern aus Siebenbürgen beigesteuert worden waren. Besonders nahe ging mir der Bericht von Pfarrer Heinrich Kraus (Seite 286 ff.), der sich in seinem Beitrag „Wie es war“ mit der Verhaftung von 22 jüngeren Männern aus Deutsch-Zepling und Sächsisch-Reen in den 60-er Jahren befasst. Einer dieser 22 jungen Leute war mein Patenonkel Hans Gerhard Kirschlager, mein „Hansonkel“.

Plötzlich waren sie wieder lebendig, die Familiengeschichten.

In der Zeit bis August 1944 hielten sich meine Großeltern Samuel und Johanna Kirschlager auf einem Gut in der Nähe von Bukarest, dann im siebenbürgischen Talmesch und schließlich in Bukarest auf. Deswegen besuchte mein Vater Samuel jr. und sein jüngerer Bruder Hans die Grundschule nicht in Großpold sondern in Talmesch (wo 1939 auch ihre Schwester Hanni geboren wurde) und später in Bukarest. Von da kehrten sie alle gemeinsam nach Großpold zurück. Zum weiteren Besuch des Untergymnasiums wurden die Söhne in Hermannstadt einquartiert. Dort besuchte Hans anschließend das Lehrerseminar, das aber reformbedingt mit dem Lehrerinnenseminar in Schässburg zusammengelegt wurde. So befanden sich damals auch die Landsleute Paul Staedel, Karl Fisi, Elise Engelleitner, Hans Liebhardt in der Bergschule. Bereits hier spielte Hans, der „Kirsch“ im Posaunenchor in der „Blasia“ mit und machte sich durch seine Rollen in überdurchschnittlichen Schultheaterraufführungen (z.B. im „Revisor“ von Gogol) als begabter Schauspieler einen Namen. Er folgte aber nicht vielleicht der Zuteilung ans Temesvarer deutsche Theater sondern studierte in Klausenburg Theologie. In dieser Zeit lernte er während des Einsatzes in einer vakanten Pfarrstelle auch Lottelore von Hochmeister kennen,



eine warmherzige, hilfsbereite Arzttochter, seine spätere Ehefrau.

Seine erste Pfarrstelle erhielt er im nordsiebenbürgischen Deutsch-Zepling, wo in der jungen Familie bald zwei Söhne heranwuchsen. Hansonkel nahm sich viel vor: Pfarrhaus und Kirche, Wohnraum für die (am Ende des Krieges) geflüchteten und zum Teil zurückgekehrten Sachsen mussten erst von den neuen Besitzern wieder zurück gewonnen, überhaupt die Zuversicht in den Fortbestand der eigenen Dorfgemeinschaft gestärkt werden. Dazu dienten auch die Gründung eines Kirchenchors, vor allem aber die Wiederbelebung der Blaskapelle. Man nahm an musikalischen Wettbewerben teil, erzielte nicht nur einmal den 1. Platz.

Bis November 1960.

Die Jüngeren von Euch können wahrscheinlich mit dem Begriff „Gruppenprozesse“ oder „Schauprozesse“ in den 50-er und 60-er Jahren nicht viel anfangen. Ich zitiere zum besseren Verständnis aus Wilhelm Roths Website „Politische Prozesse gegen Deutsche in Rumänien“:

„Da es den typischen Klassenfeind nicht mehr gab, konstruierten die rumänischen Machthaber ein anderes Feindbild. Man machten sogenannte „konterrevolutionäre“ und „reaktionäre Elemente“ ausfindig, die man beschuldigte, im Dienst oder unter dem Einfluss des amerikanischen Imperialismus oder der „revanchistischen“ Bundesrepublik zu stehen... In dieses Umfeld sind die Einschüchterungsprozesse einzuordnen, die im Banat und in Siebenbürgen gegen Deutsche angestrengt wurden. Am bekanntesten und wohl auch mit dem nachhaltigsten Widerhall waren mehrere Gruppenprozesse. Sie sind bekannt als der „Schwarze-Kirche-Prozess“, der „Prejba- und Sanktannensee-Prozess“, der „Heltauer“, „Mühlbacher“, der „Deutsch-Zeplinger-Prozess“, der „Schriftsteller“- und der Temesvarer „Weresch-Reb-Prozess“.

Es ist anzunehmen, dass die Securitate Ende der 50-er Jahre den Auftrag erhielt, den Wunsch nach größerer Eigenständigkeit der deutschen Minderheit exemplarisch zu drosseln. Da die minderheitenfeindliche Offensive nicht zugegeben werden durfte, suchte sich die Securitate unter der deutschen Bevölkerung gewisse Gruppen aus, die durch kulturelle und kirchliche Betätigung hervorgetreten waren, ließ ihre Mitglieder verhaften und fabrizierte durch Verhöre und Untersuchungen die für die Schau- und Einschüchterungsprozesse notwendigen Beweise. Dabei stand von vornherein fest, was den Verhafteten zur Last zu legen war.“

Im November 1960 wurde Hansonkel und weitere junge Sachsen in Deutsch-Zepling und Sächsisch-Reen festgenommen. Lotteloretante und die beiden kleinen Cousins Hansgerrri und Martin fanden Zuflucht bei den Hochmeisters in Weißkirch bei Schäßburg, hielten sich aber auch in Großpold auf. Ich war damals noch keine zehn Jahre alt spürte aber, dass etwas ganz Schlimmes passiert sein musste. Die Schwestern vom Kirschlager-Opa kamen aus Bukarest angereist, es wurde viel geweint und nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen, es standen wochenlang bange Fragen im Raum, Angst und Sorgen beherrschten unseren Alltag. Hannitante war zu dem Zeitpunkt Studentin in Bukarest, sie musste täglich damit rechnen, von der Hochschule verwiesen zu werden.

Zehn lange Monate gab es keine einzige Nachricht, nicht den kleinsten Hinweis über den Verbleib von Hansonkel, obwohl meine Großeltern alles Mögli-

che unternahmen. Dann kam der Prozess. Die Anklage lautete: „Staatsstreichvorbereitung des Pfarrers von Zepling und des Posaunenchores mit Hilfe der Landsmannschaft aus Deutschland und der amerikanischen Armee“. Als Hansonkel sich weigerte diese Anschuldigung zu unterschreiben, wurde er derart misshandelt, dass er schließlich unterschrieb. Von der Stimmungslage in Zepling nach der Verhaftung berichtet Pfarrer Kraus im anfangs genannten Buch. Hansonkel wurde als Rädelsführer erst zu lebenslanger Haft, dann zu 25 Jahren Haft, die anderen Mitglieder des Posaunenchores ebenfalls zu hohen Haftstrafen verurteilt. Hansonkel wurde nach Gherla verbracht, damals eines der berüchtigtsten Gefängnisse in Rumänien. Nach einiger Zeit war es möglich, einmal pro Monat ein Paket zu schicken, da hat meine Kirschlager-Oma Fotos von den beiden Kindern mittels eines Glasröhrchens in einer Zahnpasta-Tube versteckt und mitgeschickt.

Im Sommer 1964, 20 Jahre nach dem 23. August 1944, der Befreiung durch die Sowjetarmee erfolgte in Rumänien eine Generalamnestie, die politischen Häftlinge wurden entlassen. Hansonkel durfte in den Kreis seiner Familie zurückkehren. Er nahm seinen Dienst an Gott und der Gemeinde wieder auf, es folgten schöne Jahre in den Gemeinden Zuckmantel und Marienburg bei Schäßburg. Der jüngste Sohn Peter wurde geboren, die Familie wuchs wieder zusammen. Er widmete sich wieder seiner geliebten Musik, fand zu seiner Stärke und Zuversicht zurück, die schweren Jahre prägten diesen einst unbeschwerten, fröhlichen Ehemann, Vater und Pfarrer für den Rest seines Lebens.

Hansonkel, Lotteloretante und die drei Cousins kamen oft und gerne nach Großpold. Bei Familienfeiern ging es recht lustig zu, da fast alle ein Instrument spielen konnten haben wir musiziert und gesungen. Wenn Hansonkel sich mein Akkordeon schnappte, konnte ich nur staunend zuhören, welche schöne Melodien er darauf spielte, ganz besonders gut gefiel mir sein „Radetzky-Marsch“. Er sprach nicht oft über die vier Jahre Haft, an einen ganz besonderen Rat kann ich mich aber heute noch erinnern: „Geh mit geradem Kreuz durchs Leben, duck dich nicht. Im Gefängnis haben sich die Prügelwärter immer die Schwachen und Geduckten ausgesucht, um drauf zu hauen.“

Nach ihrer Ausreise ließ sich die Familie in Nagold nieder, hier half Hansonkel gerne als Gastprediger

und Seelsorger aus. Er kümmerte sich um Landsleute in verschiedenen Kreisen, leitete in Böblingen wieder eine Kapelle und den Chor und genoss sichtlich die Nähe seiner Kinder und Enkel.

Zwei Mal nahm er an unserem Großpolder Treffen in Dinkelsbühl als Pfarrer teil. Im Jahr 1988 lautete sein Predigttext: „ Er gibt dem Müden Kraft und Stärke, genug dem Unvermögenden. Männer werden müde, und Jünglinge straucheln und fallen ; aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.“(Jesaja 40). Ein Lebensmotto von Hans Kirschlager?

Und im Jahr 1990 gab er uns Großpoldern mit auf den Weg: „...dass unser Herr unser Leben hier genauso leitet, wie er es dort getan hat, und mit uns geht, hier wie dort. Und dass wir nach diesem Leben auch ihm gehören werden wie alle Lieben, die uns vorausgegangen sind. Das ist nämlich noch ein Merkmal der Großpolder: Sie, die keinen irdischen Herr über sich ertragen und leiden können, neigen

sich in Demut vor dem Einen, der Herr über alle Herren ist. .. Ich wünsche Euch, dass Eurem Glauben gleichsam Flügel wachsen, Flügel des Vertrauens und der Liebe, mit denen Ihr Euch über alles erheben könnt, was Euch zu Boden drücken will.“.

Ich glaube, dieses Vertrauen auf Gott gab Hansonkel die Kraft, er durfte als junger Mann die Übermacht der Liebe Gottes über alle zerstörerischen Mächte spüren. Später half sie ihm die tiefe Enttäuschung darüber zu verwinden, dass ihm seine Kirche den Dispens nicht gab, um in Deutschland als regulärer Pfarrer weiter zu arbeiten.

Hansonkel verstarb plötzlich am 08.August 1997. Und so schließt sich der Kreis des „ Schweigens der Vergangenheit“. Wir können ihn nicht mehr um Rat fragen, er kann nicht mehr antworten. In unseren Herzen und Gedanken lebt er jedoch weiter. In diesem Jahr sind es 50 Jahre seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis.

Augsburg, März 2014



AUF DI OLM GIA I GERN

Auf die Olm giah i gern,
jo do gfreit sich mein G' müt,
//: wo die Olmröslein wochsen,
wo der Enzian pließt://

Wo i geh wo i steh,
denk i ollweil an di,
ob du wohl, wonn i huamgeh,
noch wirst denken an mi.

Und dro giat der Schnea weg
und es wird wieder grian
und dro werd i pold wieder
af di Olm hinaufgiahn.

Denn i hon di eso gern,
wie der Himmel seini Stern` ,
wie der Pam seini Näst,
desto mär holt i di fest.

Neue Kirchenmitgliedsregelung

Bei der 81. Landeskirchenversammlung vom 23. November 2013, wie schon in der Dezemberausgabe 2013 der Siebenbürgischen Zeitung erschienen, wurde u.a. auch das Thema neuer Mitgliedsmöglichkeiten, der im Ausland lebenden Siebenbürger Sachsen, zu ihrer alten Heimat erörtert.

Dabei wurde der epochale Beschluss gefasst, dass jeder ausgewanderte Siebenbürger, bei Interesse, Vollmitglied in der entsprechenden Kirchengemeinde seiner alten Heimat werden kann. Das heißt er wird Genießer aller Rechte wie die noch in der Heimat lebenden Bürger.

Auch wir Großpolder würden uns sehr freuen, wenn möglichst viele im Ausland lebend, unsere Kirchengemeinde wieder beitreten würden.

Bei Interesse detaillierte Auskunft, bitte melden bei:

1. Pfarrer Meitert in Großpold, Telefon 0040 /269109 oder
2. Frau Maria Blaj in Großpold, Telefon 0040/269108

Herzliche Grüße aus Großpold
Karl Staedel

AN DEN KIRCHENRAT DER GEMEINDE GROSSPOLD

Untertfertigter _____

geboren am _____ in _____

Sohn/Tochter des _____ und der _____

wohnhhaft in _____ Tel. _____

bitte um Aufnahme bzw. Wiederaufnahme in die Kirchengemeinde Großpold als volles Mitglied.

Mein Wohnort in Großpold ist: _____

Datum: _____

Unterschrift:

Bitte bei Interesse ausfüllen und an die angeführte Bezugsperson abschicken.

Der Jahres-Beitrag ist 50,- (fünfzig) Lei, wie der, noch in Großpold lebenden Personen.

Jedes Jahr wird die Beitragssumme neu beschlossen.

Meine Jugend hinter Stacheldraht

von Maria Wallner (Teil 2)

Vorwort:

Nach der Lektüre des Nobel-preis gekrönten Werkes „Atemschaukel“, von Herta Müller, baten wir meine Mutter, ihre Jugenderinnerungen aufzuschreiben, hatte sie doch ein sehr ähnliches Schicksal wie die Hauptperson. **Maria Lahner**



1947

Das Jahr 1947 war wohl das schwerste, mit den meisten Todesfällen.

Meine Schwägerin wurde in einer kalten Januar-nacht beauftragt, auf dem Dach eines Waggons das Fließband mit Zement zu überwachen, dass nichts danebenging. Kurz darauf bekam sie eine schwere Lungenentzündung. Wir bangten um sie und waren voller Sorge. Sie hatte keine Abwehrkräfte, und Medikamente gab es auch nicht. Im vollen Bewusstsein sagte sie, dass sie sterben muss und dass sie gern von dieser Welt Abschied nimmt, um sich nicht mehr weiter quälen zu müssen. Ihre einzige Sorge galt ihrem kleinen Sohn, der jetzt zur Vollwaise wurde. Auf dem Totenbett habe ich ihr versprochen, falls ich zurückkomme, mich um ihren Sohn zu kümmern. Letztendlich wurde sie auf eine Krankenstation gebracht. Am nächsten Tag versuchte ich irgendwelche Informationen zu bekommen. Eine Landsmännin sagte mir verbotenerweise, dass die Arme erlöst wurde. Die Leichen kamen im Frühjahr, als der Boden wieder frostfrei wurde, in ein Massengrab. So hat sie ihre letzte Ruhe, genau wie ihr geliebter Mann, in russischer Erde gefunden. Wir haben alle beneidet, die sterben durften, hatte doch so ihre Qual ein Ende und wir wußten nicht was uns noch erwartete.

Am Anfang des Winters haben wir wattierte Kleidung bekommen, die allerdings abgenutzt war. Wir flickten sie immer wieder. Dazu noch Filzgaloschen, denn unsere Schuhe von zu Hause waren endgültig kaputt. Bescheiden nahmen wir alles an, froh darüber nicht mehr frieren zu müssen.

Das dauernde Hungergefühl trieb uns immer wieder dazu, jede Möglichkeit zu ergreifen, um an was Ess-

bares zu kommen. Zu dritt haben wir uns entschlossen, Kohlen zu stehlen, um ins nahegelegene Dorf zu gehen, und sie zu verkaufen.

Wir hatten im Stacheldraht eine Schwachstelle entdeckt und wenn der Posten uns den Rücken zukehrte, sind wir durchgeschlüpft. Den Kohlesack hatten wir schon tagsüber vorbereitet und versteckt. Jetzt mussten wir wieder aus dem Werk heraus, durch knöcheltiefes Wasser waten und danach wieder die Schuhe an die nassen Füße anziehen. Es war Februar, und ich bekam nicht einmal eine Erkältung.

Manchmal wurden wir auch erwischt und die Posten zielten mit den Pistolen auf uns, doch das war uns egal. Wir gaben unsere Kohlen immer an derselben Stelle ab, bei einer russischen Familie und bekamen dafür manchmal einen Rubel, manchmal aber auch Maismehl, Kartoffeln und im Ausnahmefall eine Scheibe Brot. Ich teilte mein Essen immer mit meiner 6 Jahre älteren Schwester, denn sie war sehr ängstlich und für solche Aktionen nicht geeignet. Dafür strickte sie für die Russinnen, um so zu unserem Lebensunterhalt beizutragen. Wir haben jede Möglichkeit ergriffen, um zu überleben.

Mit dem Kohleverkauf ging es eine Weile gut, doch dann wurden wir verraten und zwei Offiziere haben uns verfolgt. Wir liefen über Bahnschienen, über ein Wasser und in einen Hof, gehetzt wie von Hunden. Leider konnten wir unseren Verfolgern nicht entkommen.

Sie packten uns und wir wurden eingesperrt. Wir mussten uns entkleiden bis auf die Unterwäsche und im Raum nebenan waren unsere Kleider. Es war April und zum Glück nicht mehr so kalt. Da das Schloss zum Nebenraum alt war, knackten wir es und kamen so an unsere Kleider. Am dritten Tag besuchte uns ein höherer Offizier und fragte uns, warum wir eingesperrt sind. Wir antworteten „Nur wegen unserem schrecklichen Hunger“, und er war so menschlich und ließ uns laufen.

Eine große Hilfe im Lager war die Entlausung, doch Wanzen und Ratten, die nachts über unsere Betten liefen, gab es noch jede Menge.

Trotz dem ganzen Elend, dem vollkommen unzureichendem Essen haben wir mit meiner Schwester nie zu den ganz Abgemagerten gehört.

Ab und zu wurde ein Krankentransport für die Arbeitsunfähigen zusammengestellt. Fünf Offiziere saßen an einem Tisch, und wir nackten Skelette wurden von ihnen „bemustert“, ob noch etwas Fleisch auf den Knochen war. Sie beurteilten dann, wer noch bleiben muss.

Wir hofften, dass die „glücklichen“ Skelette nach Hause zu ihren Kindern dürfen, denn zum Großteil waren es Mütter. Aber sie wurden in die DDR gebracht, weil sie vom rumänischen Staat keine Einreise bekamen. Dort ging für sie das Hungern weiter, denn nach dem Krieg war auch dort das Elend groß. Viele wurden auf dieser Reise durch den Tod vom Hunger befreit.

Folgende Zahlen hab ich in Erinnerung: Am Anfang waren wir 280 Personen in der Baracke, zum Schluss noch 150.

Unseren Zustand kann man folgendermaßen beschreiben: völlig abgestumpft, kraftlos durch das jahrelange Hungern und dumm, drehte sich bei uns doch alles nur darum, etwas Essbares zu ergattern. Die Zeit verging langsam, immer der gleiche Trott und die Jahre nahmen kein Ende.

1948

Im Jahre 1948 bekamen wir zum ersten Mal die Erlaubnis eine Postkarte nach Hause zu schreiben. Sie durfte aber nicht mehr als 25 Wörter enthalten. Wenn etwas Negatives drin stand, kam das Schreiben garantiert nicht an. Endlich bekamen wir auch ein Schreiben von zuhause mit einem Foto der drei Jungs. Wir fragten uns, wieso die kleine Resi nicht dabei ist und trösteten uns damit, dass sie wohl den Fotografen verpasst hat.

Es folgten noch einige Schreiben immer mit der Frage, wieso die Eltern klein Resi nicht erwähnen.

Unsere Eltern gaben sich irgendwann mal Rechenschaft, dass uns schlechte Nachrichten nicht übermittelt werden und ließen sich eine List einfallen. Sie schrieben im nächsten Brief: „Resi ist dort, wo Leopold ist. (Leopold war mein jüngerer Bruder, der schon vor unserer Deportation im Krieg gefallen war). Es war niemand schuld, es war Gottes Führung“

Resi war mit 7 Jahren bei einem tragischen Verkehrsunfall tödlich verunglückt.

Der seelische Schmerz und die Verzweiflung war schrecklich für alle, denn niemand wusste, ob die eigenen Kinder noch lebten. Ab dem Jahr 1948 hatten wir es etwas leichter. Das Brot war nicht mehr

so klebrig, und die strengen Offiziere waren etwas nachsichtiger geworden. Wir wurden nicht mehr nachts um 3 Uhr aus dem Schlaf gerissen, um über den Hof zu laufen, weil wir am Tag unsere Norm nicht erfüllt hatten.

Doch wir lebten immer noch in völliger Ungewissheit, wann und ob wir unsere Heimat je wiedersehen.

Als es Herbst wurde, verlegte man uns in einen abgelegenen Ort, neben einem kleinen Dorf. Die Baracken waren neu gebaut, endlich Betten und nicht mehr Pritschen. Die Betten waren bezogen, die Wände gestrichen und sogar ein Tisch. Keine Wanzen mehr, nur ein paar Läuse, die wir von der Arbeit heimbrachten, die konnten wir aber gut „bewältigen“.

Wir waren immer von Stacheldraht umzäunt, doch das waren wir gewohnt.

Wir bekamen einen älteren Offizier, der es gut mit uns meinte und uns gewisse Freiheiten gab.

Hier gab es keine Küche, wir bekamen unsere Brot ration, einen kleinen Lohn und waren Selbstverpfleger.

So durften wir sonntags auf den Basar gehen, um einzukaufen. Nur was billig war, kam infrage, denn Geld gab es wenig, aber auch mit dem Einfachsten waren wir zufrieden. Wir bekamen ebenso die Erlaubnis, nach der Arbeitszeit ins Dorf zu gehen und den alten Russen bei der Gartenarbeit zu helfen. Es war sehr mühsam, aber am Abend bekamen wir zu essen, bis wir satt waren, Ziegenmilch, Maisbrei und ein paar Kartoffeln zum Mitnehmen und schon deshalb hat es sich gelohnt

Welch ein tolles Gefühl, satt zu sein!

Eigentlich kamen wir an diesen Ort zum Aufbau zweier Fabriken. Der Winter 1949 war sehr kalt und auf dem Weg zur Arbeit wickelten wir uns ein Bettlaken über den Kopf und über das Gesicht, damit die Nase nicht erfriert. Der Schnee wurde nie geräumt auf dem ungefähr zwei Kilometer langen Weg zur Arbeit. Auch gab es heftige Schneeverwehungen, die uns zu schaffen machten. Nun ging es ans Fundament graben, nur mit Schaufel und Spaten in dem knochenharten Boden. So ging die Arbeit langsam voran.

Doch als wir tiefer in den Erdboden kamen und über ein Gerüst die Erde nach oben bringen mussten, fühlten wir den Wind und die eisige Kälte weniger.

Im Frühjahr ging es mit dem Mauern los. Zum Glück gab es jetzt ein Förderband, das uns die schwere Arbeit etwas erleichterte. Mit einem Seil wurden die Mörtelkübel nach oben gezogen.

Die Maurer bekamen auch eine hohe Norm zu erfüllen, dabei bekamen sie ein Stück Brot und eine Flasche Milch als Tagesration. Wo immer es ging, sammelten wir etwas Brennholz ein, brachten es nach Feierabend ins nahe gelegene Dorf, und tauschten es gegen was Essbares ein. Vielen Russen ging es auch nicht besser als uns.

Nachdem wir in der zweiten Jahreshälfte wieder ein Fundament für eine neue Baracke ausgegraben hatten, fing der Neubau an. Mit einem Schubkarren ging es ungefähr vier Meter hoch, über ein wackeliges Brett, um das Gerüst zu erreichen. Höhenangst durfte man keine haben! Durch mehr Freiheit und etwas Geld konnten wir uns besser ernähren. Mal ein Ei oder etwas Milch waren unsere Delikatessen. So hatten wir auch mehr Kraft und konnten unsere Arbeitsnorm besser erfüllen.

Sonntags durften wir manchmal ausgehen. In der Nähe war ein Lager mit Landsleuten, die wir zu Fuß besuchen konnten.

Die meisten von ihnen arbeiteten im Kohlebergwerk, wo sie zwar schwer arbeiteten, aber auch einen besseren Lohn bekamen. Gerne ließen wir uns einladen zu einer guten Rindsuppe und noch Kuchen zum Nachtisch. Mit großem Appetit ließen wir es uns schmecken, denn so eine Mahlzeit hatten wir die ganzen letzten Jahre nicht zu Gesicht bekommen. Unsere Kleidung war erbärmlich. Einmal sind wir zu einem Stoffreststück gekommen. So konnten wir uns eine neue Bluse nähen, und eine gutmütige Russin stellte uns ihre Nähmaschine zur Verfügung. Sie ließ uns sogar alleine im Haus, so ein Vertrauen hatte sie in uns.

Inzwischen hatten wir jede Hoffnung verloren, je wieder nach Hause zu kommen.

Im Herbst 1948 ging jedoch ein Transport mit Frauen der Jahrgänge 1915 und 1916 in die Heimat.

Wir waren sehr traurig und verzweifelt, denn auf uns andere schien man vergessen zu haben.

1949

Im Spätherbst 1949, Ende Oktober als wir wieder einmal zum Appell aufgestellt waren, da verkündete der Offizier, wir müssten nicht mehr zur Arbeit, wir hätten ein paar Wochen Urlaub, damit wir uns auf die Heimreise vorbereiten können. Unglaublich wa-

ren seine Worte, denn nach so vielen Enttäuschungen konnten wir es nicht fassen, und wir konnten es auch nicht glauben.

Endlich sollte die lang ersehnte Zeit kommen, wo unsere Gefangenschaft ein Ende nehmen sollte.

Wir bekamen noch einen kleinen Lohn für die fast fünfjährige Arbeitszeit, um uns mit Verpflegung für die Heimreise zu versorgen. An der Grenze bei Sighet, wurde nochmal die Liste überprüft. Wir bangten ob wir auch wirklich drauf stehen, aber unsere Namen wurden aufgerufen. Bei dem Aufenthalt konnten wir für unsere letzten Rubel Obst und Brot kaufen.

Der 22. November war ein besonderer Tag, der Tag unserer Ankunft in Großpold. Am Bahnhof wurden wir von vielen Verwandten und Freunden erwartet und die Wiedersehensfreude war riesig. Mein Vater, der es nicht glauben konnte, kam nur bis zum Ortsrand. Die Freudentränen wollten dann kein Ende nehmen.

Wir kamen in eine kalte veränderte Heimat, doch die Freude unsere Lieben wieder zu sehen, konnte nicht getrübt werden. Die zwei Söhne meiner Schwester, Hans und Erich, ließen ihre Mutter nicht mehr los. Getrübt war die Freude bei meinem Nefen Hans, dem Sohn meines Bruders. Nachdem sein Vater im Krieg verschollen war, und seine Mutter in Russland gestorben, war er zur Vollwaise geworden. Er versteckte sich und weinte bitterlich, weil er keine Eltern mehr hatte.

Es tat schrecklich weh, nicht im eigenen Elternhaus erwartet zu werden. Durch die Enteignung des Grundes und der Häuser waren die Deutschen in der Heimat auch arm geworden. Wir wohnten in Häusern, die für die Zigeuner zu schlecht waren und wieder auf engstem Raum.

Zum lang ersehnten Wiedersehen hatte mein Vater ein Lamm geschlachtet, und es gab ein Festmahl. Wir konnten fast nicht mehr aufhören zu essen, und unsere Eltern, machten sich schon Sorgen, doch es wurde niemand krank.

Wir waren wieder im Kommunismus gelandet, und der Lebenskampf fing in einer anderen Weise von neuem an. Mussten wir in Russland nur auf unsere eigene Haut sorgen, hatten wir in der Heimat Verantwortung für unsere alten Eltern und das arme Waisenkind. Die Folgen des Krieges waren schrecklich und der Druck der kommunistischen Diktatur auf die deutsche Minderheit war besonders groß.

Wir nahmen alles mit Geduld an und arbeiteten als Tagelöhner auf unserem ehemaligen Grund und Boden. Das Leben fing an sich zu normalisieren.

Die Freiheit und das Zusammensein mit unserer Familie war unser größtes Glück.

Als die Überlebenden aus Russland und der größte Teil der Kriegsgefangenen wieder zuhause waren, wurde für den zweiten Weihnachtstag ein Heimkehrerball vorbereitet. Wir probten Lieder, sogar ein russisches und zwar das „Wolgalied“. Die Blaskapelle sorgte für die Unterhaltung. Es wurde getanzt im großen Gemeindesaal, nochmals nach unendlichen Jahren alle in bester Stimmung.

Um Mitternacht wurde eine Pause gemacht. Nicht im Saal wie früher, sondern bei den nahe Wohnenden, auf Wunsch der Rumänen, die im Dorf mittlerweile das Sagen hatten.

Als wir es uns nach der Pause im Saal wieder gemütlich machen wollten, hatten sie alles abgeschlossen und ließen uns vor der Tür stehen, und das Fest war somit zu Ende.

Wir waren den Kampf ums Überleben gewohnt und machten aus unserer Situation das Beste.

Das Schicksal hat noch viele Prüfungen im Laufe des Lebens für mich bereitgehalten, doch es gab auch viele schöne Ereignisse.

Heute in meinem 90- Lebensjahr erfüllt mich eine stille Dankbarkeit an das Leben, für all die bestanden Prüfungen, vor der letzten Wegstrecke.

Auf Drängen meiner drei Kinder und Schwiegerkinder meiner acht Enkel und zehn Urenkel habe ich meine Erinnerungen aufgeschrieben, um ihnen einen kleinen Einblick in meine Jugend, die keine Jugend war, zu geben.

DAS MÜTTERCHEN

**Am Sonntag kocht das Mütterchen Speck,
nach Sitte und altem Brauche.
Ein prächtiges Stück lag auf dem Tisch,
im Viereck und frisch aus dem Rauche.**

**Heut hat das Mütterchen große Eil ´,
schon läutet das dritte Zeichen,
und noch wollt sie den Anfang der
heiligen Messe erreichen.**

**Drum sah man sie heute schneller als je
die übliche Mahlzeit bereiten
und mit dem Gesangbuch unterm Arm,
andächtig zur Kirche schreiten.**

**Und als man in Chor die Cyrieelaison
griff fromm sie nach Gesangbuch und Brille!
Da störte ein Kichern rechts und links
die heilige Kirchenstille!**

**Oh!, Himmel, wie war ihr Schreck so groß,
sie weiß nicht wie es gekommen.
Sie hat das Gesangbuch ins Kraut gesteckt,
und den Speck in die Kirche genommen!**

*Eingesandt von Maria Bottesch geb. Bacher
Hnr. 360 mündlich überliefert von Regine
Bottesch, geb. Glatz Hnr. 168*



Der Stolz - ein Großpolder zu sein

Meinen Schulkollegen und Spielgenossen aus meiner Kindheit in Großpold

Der Ort wo du geboren bist, der bleibt in dir wie ein „Heiligenbild“ für das ganze Leben. Der Charakter eines Menschen wird auf eine gemeinsame Basis moduliert; mit vielen Individualitäten, die eine Gemeinschaft von Personen mit ihren Ideen, Erlebnissen, Spiritualität und Witz, Bildungsgrad, Wahrung der Traditionen usw. sich in die Koordinaten einer bestimmten Gegend einprägen.

Wir gehören einer geschichtlichen Zeit an: „unserer Zeit“. Diese Vergegenwärtigung wird erst später erkannt, nach Anhäufung unterschiedlicher Erfahrungen. Und genauso spät wird uns erst die Wichtigkeit der Anfänge klar.

Eine schon fast 1000jährige Ansiedlung mit reichlich geschichtlicher Vergangenheit, mit seinen Einwohnern eingebunden in die Dynamik der Geschichte, mit dem Einfluss einer alten Zivilisation. Diese kann nicht ohne existentielle Vibrationen in ihrem Dasein zu produzieren bestehen und die Menschen übernehmen diese „Vibration des Bodens“.

Ich bin 1962 aus Großpold weggezogen. Hinter mir ließ ich eine Gemeinschaft mit einem reichen sozialen, ökonomischen und spirituellem Leben.

Die Rumänen, Sachsen und Zigeuner vervollständigten sich in einem „völkischen Amalgam“, welches schon seit mehreren hundert Jahren existierte und dieses in einem relativ gutem Gleichgewicht; aber auch mit kleinen Unzulänglichkeiten die das Gesamtbild jedoch nicht trübten. Die Verunsicherung kam nicht von innen. Das kommunistische System wurde intolerant, neidisch und störte jedes soziale Gleichgewicht. Als Folge kam es zur Zerstö-

rung des ländlichen Lebens und dörflichen Universums.

Der Weggang der Deutschen nach Deutschland, die „Migration“ der Rumänen und Zigeuner in die Stadt oder außerhalb der Landesgrenzen, auf der Suche nach Arbeitsplätzen, hat allgemein dem heutigen rumänischen Dorf den Todesstoß gegeben.

Sicherlich, das idyllische Dorf gibt es nicht mehr! Das Neue generiert neue Menschen, neue Ansprüche! Und dennoch die neuen Leute haben auch Eltern, Großeltern und Erinnerungen...

Mein Schulkollege Virgil Albu hat mir seine Trachtenkleider gezeigt, die er von seinen Vorfahren geerbt hat und jeden Sonntag und an Feiertagen zum Gottesdienst anzieht. Die Kleider, Häuser, Weingärten, und Hügel Großpolds, die Erin-

nerungen und die Menschen sind der Stolz eines jeden Großpolders. Jede Generation hat ihre eigene geschichtliche Zeit, mit Erlebnissen und Enttäuschungen, mit Erfolgen und Misserfolgen, mit Fortschritten und Rückschritten. Das Ein-

zige was bleibt - ist der Ort deiner Geburt.

Das Großpold von heute ist nicht mehr das gleiche aus meiner Zeit; es ist aber gleichzeitig die Gegenwart für andere Kinder. Das ist das Geheimnis der Vervielfachung durch die Menschen die den Ort „weiter bringen“. Denn Großpold ohne seine Einwohner würde nicht mehr existieren.

Doch bist du in Großpold geboren, und hast dieses vergessen - dann bist du Einer der seinen Großpolder-Stolz verloren bzw. preisgegeben hat.

Prof. Dr. Eduard Circo

Aus: „Gazeta de Miercurea“, Nr. 38, S. 7, November 2013.



Die drei Felder Wirtschaft in Großpold

Um zu verhindern das im Ackerbau jedes Jahr die gleiche Kultur im selben Boden ausgesät wurde, war der Ackerboden der Gemeinde in drei sogenannte Felder aufgeteilt.

Das obere Feld, das mittlere Feld und das untere Feld. Zum Oberen Feld gehörte: der Hügraben, hinter den Gärten, die Hauswiesen, der Bachhof, die Dobringer Höhe usw.

Zum Mittleren Feld gehörte: ober der Straße, unter der Straße, hinter der Mühle, die Kleegärten, hinter der Angerbach, Kleinpolder-Weg usw.

Zum unteren Feld gehörte: bei der großen und kleinen Lacke, die Herrenländer, langer Furling, Schober Acker usw. (siehe auch Großpolder Flurnamen von Prof. M. Bottesch).

Die Anbaureihenfolge war: Weizen, dann wurde Mais angebaut, und danach kamen

Kartoffeln, Rüben, Sonnenblumen. Vor allem aber war Klee und Luzerne eine gute Vorfrucht für den Weizen.

So bestand die drei Felderwirtschaft. Z. B. war dieses Jahr das obere Feld mit Weizen bestellt, so kam in das mittlere Feld der Mais und das untere Feld war nun das sogenannte Brachfeld, wo die Hackkulturen oder Klee, Luzerne, Wicke als Vorfrucht für die Weizenaussaat im Herbst angebaut wurden. Nachdem diese Kulturen geerntet waren wurde der Boden mit Stalldünger gedüngt, um die Weizenernte zu steigern. Nachdem der Mist zerkleinert und verteilt war kam

das umpflügen. Wenn der Boden trocken war, war der Pflug für zwei Ochsen zu schwer, es musste noch ein Pferd oder noch zwei Ochsen vorgespannt werden. Um die Knollen fein zu kriegen wurde nach kurzer Zeit der Boden zum zweitemal umgepflügt, und dann folgte das dritte pflügen mit der Weizenaussaat. Das Saatgut wurde mit der Hand aus dem Sack ausgesät. Zwei Drittel des Saatguts wurde vor dem pflügen, der Rest nach dem pflügen aber vor dem Eggen gesät. Für 1 Hektar Weizen brauchte man ca. 180-200Kg Weizensamen. Der Stichtag

für den Beginn der Weizenaussaat war der Michaelstag (29. September). Eine gute Ernte ergab das zehnfache des Saatgutes, also 1800 bis 2000 Kg je Hektar. Heute werden Dank Technik und Chemie 6000 Kg Weizen

und mehr je Hektar erzeugt. Wichtig war es, das Saatgut vor der Aussaat zu reinigen (trieren) und gegen Schädlinge zu beizen. Vor allem der schwarze Brand war die größte Gefahr für die Weizenernte. Wurde ein Weizenfeld vom Brand befallen so war der Weizen nur noch als Viehfutter zu gebrauchen. Ein Vorteil für unsere Bauern war das jeder Landwirt in jedem der drei Felder, mehrere Ackerflächen sogenannte Länder hatte, denn wenn es Hagel gab der bekanntlich nur Strichweise runter geht, so war nicht die gesamte Ernte des einzelnen bedroht. Nach der Weizenernte kam die



Vorbereitung für den Maisanbau im Frühjahr. Zuerst wurde die Stoppelschälung gemacht. Dabei wurde der Boden auf 10-12cm Tiefe umgepflügt, damit der Unkrautsamen keimen konnte. Im Herbst wurde dann die Herbst-Tiefackering auf 24-28cm Tiefe durchgeführt, damit man im Frühjahr den Mais ohne nochmaliges Pflügen anbauen

konnte. Vor der Aussaat wurde der Boden mit der Egge bearbeitet. Der Aussattermin für Mais war der Georgentag (24. April). Der Mais wurde in Reihenabstand von 70-80 cm mit der Sämaschine gesät, im Abstand von 20cm. Früher wurde auch dem Mais, so wie den Kartoffeln, mit dem Häufler zusätzliche Erde an die Wurzeln gebracht.

Bericht von Hans Rechert Jahrgang 1926

Die (UR)HEIMAT erwandern

Zum fünften Mal laden wir, dieses Jahr nach Bad Goisern, zur schon traditionellen Urheimat Wanderung und gemeinsamem Feiern ein. 280 Jahre sind es heuer seit dem Beginn der Deportation der Evangelischen aus dem Salzkammergut.

Freitag, 04. Juli 14 ab 19:00 Uhr: Zwangloses Zusammenkommen im Hotel Goisererhof

Samstag, 05.07.14, Treffpunkt 09:00 Uhr, entweder **1 Parkplatz** Toleranzweg in Pichlern, **2 Parkplatz** Berghof Predigtstuhl in Wurmstein. Oder um 10:00 Uhr, Evangelische Kirche (nur für Fußmarode ca. 10 €).

Wanderung zum Hütteneck: **1 Parkplatz** von Pichlern über Toleranzweg ca. 2 Std. (schwierigere Route gutes Schuhwerk Voraussetzung, steilere Variante). **2 Parkplatz** von Wurmstein ca. 1½ Std. (einfachere Route). **3 Evangelische Kirche Fahrt** mit Kleinbus zum Hütteneck für Fußmarode. „**Wichtig**“ Anmelden für Busfahrt bis 30.06.2014 unter Tel.: (0043) 0676 7487450 oder Mail: standesamt@bad-goisern.ooe.gv.at

Berggottesdienst um 11:30 Uhr im Almgelände Hütteneck, Pfarrer Wolfgang Rehner/Ramsau am Dachstein wird Predigen und die „Beriga-Musi“ wird uns musikalisch begleiten. Mittagessen im Almgasthaus Hütteneck möglich. Nachmittag zur freien Verfügung.

Möglichkeit zur Führung „Religion im alten Goisern ...“ mit Barbara Kern um 16:00 Uhr

18:00 Uhr Festsaal der Marktgemeinde Bad Goisern:

Kurzvorträge Grossau, Frank Schartner; Großpold, Christa Wandschneider; und Neppendorf, Renate Bauinger. Ab 20:00 Uhr Musik, Tanz und Unterhaltung

Sonntag, 06.07.14 09:00 Uhr: Gottesdienst in der Kirche, Mittagessen und gemütlicher Ausklang im Hallenfest der Feuerwehr Goisern. Plan B für Schlechtwetter ist in Ausarbeitung wird aber nicht benötigt.

Für die Organisatoren ist es **WICHTIG** ungefähr zu wissen wie viele kommen.

Anmeldung erbeten bis 30.06.2014

Tel.: (0043) 0699 18877410 oder Mail: renete.bauinger@aon.at

oder Tel.: (0043) 0676 7487450 oder Mail: standesamt@bad-goisern.ooe.gv.at

Meine Erinnerungen an das Schulleben in Großpold

Von Maria Klusch, ehemalige Grundschullehrerin in Großpold



Zu Beginn möchte ich ein Loblied auf den "Großpolder Bote" singen, weil er so vielseitig interessant, optisch einladend, handlich und abwechslungsreich ist. Wir sind froh und stolz, dass es ein so kompetentes Team gibt, das seine Zeit dafür verwendet, uns eine Freude damit zu machen.

Angesprochen wurde ich, ob ich nicht mich entschließen wollte aus meiner aktiven Zeit als Grundschullehrerin zu berichten. Hiermit versuche ich das zu tun.

Ich bin Maria Klusch, geb. 1937, war 33 Jahre - zuerst 7 Jahre Erzieherin im Kindergarten, danach 26 Jahre Lehrerin in meiner Heimatgemeinde.

Mein Beruf war und ist der "Schönste" den es gibt. Ich würde ihn auch ein zweites Mal wählen. Natürlich war er anspruchsvoll und nicht immer leicht. Die kommunistische Erziehung hat mir viele schlaflose Nächte beschert. Besonders die atheistische Erziehung, die von uns Lehrern gefordert wurde, wir aber von unseren Eltern christlich erzogen wurden, bereitete uns viel Unangenehmes, weil wir sie schweigend vernachlässigten z.B. mussten wir an großen kirchlichen Feiertagen die Schüler anderweitig beschäftigen um zu verhindern, dass sie den Gottesdienst besuchten.

Es gab aber zum Ausgleich viel Wichtigeres, Schöneres, Erbauendes, was ich meinen Schülern beibringen wollte und sollte. Erfreut und begeistert bin ich jedes Mal wenn ich etwas Gutes von meinen Schülern erfahre. In den Lehrerversammlungen, die wir

regelmäßig in Hermannstadt hatten, wurden die Großpolder Schüler von den Lehrern, die sie in den Mittelschulen übernommen hatten, gelobt. Sie seien klug, fleißig und gut vorbereitet. Auch unsere Kollegen von der rumänischen Abteilung, waren oft enttäuscht und sauer dass unsere Schüler ohne zusätzliche Privatstunden - an gefragten Gymnasien (Lyzeen) z.B. Sanitätslyzeum - ankamen.

Auch hier in Deutschland schlugen sich unsere ehemaligen Schüler gut durch, wie ich anlässlich der Klassentreffen, zu denen ich eingeladen wurde, erfahren habe. "Ich habe Euch alle geliebt und tue es auch heute noch!"

In den Schulklassen, die mir zugeteilt wurden, gab es viele begabte Schüler. Einige haben später studiert, viele haben sich weitergebildet, haben gute Berufe erlernt.

Wir Lehrer der Grundschule übernahmen die Schüler in der 1. Klasse und führten sie "normalerweise" bis zur 4. Klasse. Entscheidend war der Anfang. bis Weihnachten sollten die Erstklässler bewusst lesen lernen, Das war nicht so leicht, weil die Texte in der Fibel leicht auswendig erfasst wurden und genau wiedergegeben wurden. Oft Täuschung! Mit viel Fleiß und Mühe, mit abwechselnden Methoden, auch mit Hilfe der Eltern, haben wir es gemeinsam geschafft. Überrascht und zufrieden war ich jedes Mal wenn wir inspiziert wurden. "Ihr, lieben Schüler, habt mich immer gerettet, weil ihr fleißig mitgearbeitet habt, aufmerksam wart, fleißiger als sonst und die Zuhörer waren immer zufrieden. Es gab Klassen mit sehr hohen Schülerzahlen (sogar über 40) und





doch haben alle lesen, schreiben und rechnen gelernt.

Gut mitgeholfen haben immer auch Eure Eltern, wofür ich ihnen danken möchte und dazu für das gute Verhältnis, das zwischen uns bestand. Meistens waren es die Mütter, die pünktlich an den Elternabenden teilgenommen haben. Doch auch die Väter waren sehr verständnisvoll und kamen zu Hilfe, wenn sie gerufen wurden. Sogar einen Holzofen haben sie für uns gemacht (Martin Klusch), das Material bezahlt, dass wir vormittags im Kindergarten (der im Winter geschlossen war) den Unterricht halten konnten.

Unsere Schule war von unseren Vorfahren solid gebaut, doch zu klein für die Zeit mit großen Schülerklassen und zwei Sektionen (deutsch und rumänisch). Was fehlte war ein Turnsaal.

Der Sportplatz war zu weit entfernt. Geturnt haben wir trotzdem.

Je nach Jahreszeit vor der Schule, in der Mittelgasse, auf der Puterwiese, hinter den Gärten usw. Aus der Not eine Tugend!

Wer in den Hauptfächern einige Probleme hatte, war in den Nebenfächern hervorragend. Jeder hatte auch seine guten Seiten und Talente wie Musik, Zeichnen, Handarbeit, Turnen. Eine Note 10 im Zeugnis war bei allen da, die war in: Betragen.

Viele Erfolge hatten wir in Handarbeit. Die Mädchen haben häkeln, stricken, nähen gelernt. Es gab immer auch Hausaufgaben, die schönsten Sachen kamen am Jahresende in die Ausstellung. Diese wurde von den Besuchern bewundert und gelobt: "Ein Glück, das ihr tüchtige Mütter und Omas hattet".

Auch die Jungen haben Einiges gelernt, was ihnen später im Leben nützlich sein sollte z.B. Knöpfe an

nähen, Schnüre flechten oder mit der Strickliese arbeiten.

Als ich bei einem Lehrertreffen in der Kreisstadt über Handarbeit in der Unterstufe berichten sollte, habe ich einige gelungene Sachen der Schüler mitgenommen. Die Lehrer aus der Stadt wollten mir nicht glauben, das seien Arbeiten von Kindern. Und doch habe ich nicht gelogen. Sie waren es!

Neben dem Unterricht gab es auch viele Schulferien im Kulturheim (rumänischen Saal). Zum Programm sollte womöglich jede Klasse sich beteiligen und etwas beisteuern. Da das Publikum zweisprachig war und nicht für unsere zarten Stimmchen geeignet, haben wir uns für ein "Tänzchen" entschlossen und spezialisiert. Die begeisterten Mütter der kleinen Tänzerinnen haben sich entschlossen für sie gleiche, hellblaue Dirndl zu nähen und besticken (Hermannstädter Tracht), die gut ankamen. Für die Jungen war es leichter. Alle hatten kurze Hose, weiße Hemden, Hosenträger, weiße Kniestrümpfe, fehlte nur ein grüner Hut, den man sich ausborgen konnte. Schwieriger war es aber die Jungen zu überzeugen, dass sie mitmachten. Da mussten die Mütter viel Überzeugungskraft an den Tag legen, wofür ich sehr dankbar war.

Einen der Jungen mussten wir aus dem Weingarten holen, weil wir bei einer Feier im Kinosaal auftreten mussten. Er war "freiwillig" am Morgen lieber mit seiner Mutter zum "Graben" in den Weingarten gegangen. Ohne ihn hätten wir nicht auftreten können. Seiner Mutter hatte er verschwiegen, dass wir tanzen sollten.

Beim Tanzen brauchten wir immer einen Musikanten der uns aufspielte. Was hätten wir getan, wenn wir unseren lieben und hilfsbereiten Professor Karl Fisi nicht gehabt hätten? Willig kam er in den Pausen und spielte uns zu den Proben auf. Auch bei den





Schülerfesten war er immer der gefragte Mann. Er leitete den Chor der Oberstufe, trat mit den Instrumental-Akkordeon-Solisten bzw. Gruppen auf usw. Eine Flötengruppe leitete Frau Kirr.

Auch Ausfahrten hatten wir mit unseren kleinen Tänzern. Wir waren eingeladen nach Reußmarkt, zu einem Tanzwettbewerb, da es keine andere Tanzgruppe zur Zeit in unserer Schule gab. Da hatten wir wieder gute Hilfe, der Vater einer Schülerin, Hans Wolff, spielte als Musikant zum Tanz auf, brachte uns außerdem mit seinem Auto nach Reußmarkt und wieder zurück. "Danke nochmal lieber Hans!"

Dann kam 1989 die Wende. Damals unterrichtete ich die 1. Klasse. In einem nie geahnten Rhythmus verließen die jungen Familien Großpold. Die meisten Schüler fehlten dann nur am Morgen von dem Unterricht. Was sollten wir, Familie Klusch, tun? Ich wollte meinen verbliebenen Erstklässer im mitten Schuljahr nicht alleine lassen. Nach Abschluss des Schuljahres, im Juli 1990 verließen auch wir Großpold in Richtung Deutschland.

Meinen ehemaligen Schülern wünsche ich auch hier Gottes Segen und Geleit.

Wir, die Lehrer hatten Glück, dass der Religionsunterricht der Pfarrer nicht verboten wurde. Für uns war es sehr wichtig einen so tüchtigen und begabten Pfarrer, Herrn Friedrich Feder, zu haben. Sogar die rumänischen Schüler, welche die deutsche Sektion bevorzugten, durften freiwillig am Religionsunterricht ihrer Schulklasse teilnehmen. Natürlich gefiel das der Obrigkeit nicht, doch verboten haben sie es nicht. (Scheuklappenprinzip)

In unserer Klasse hatten wir in letzter Zeit immer auch rumänische Schüler dabei. Meistens waren es kluge Kinder und auch gute Schüler. Manche haben

nicht durchgehalten, mehrere habe es jedoch zu guten Ergebnissen gebracht.

Schwer war für diese Kinder der Anfang, für mich nicht weniger. Kaum hatte ich etwas gesagt da klang es schon kategorisch: "Bitte, sage das auch rumänisch!" Sie haben jedoch die deutsche Sprache bald erlernt, eine Schülerin, Ramona Cionca, schaffte es später bis zur Deutschlehrerin in Großpold und sie war keine schlechte Lehrerin, sie war bei allen Schülern sehr beliebt.

Außer dem Unterricht gab es ja auch die Freizeit. So oft es ging, machten wir kürzere und längere Spaziergänge. Besucht haben wir die Lieblingsplätze rings um unsere wunderschöne Heimat, die zu "Fuß" erreichbar waren, d.h. Kiebchen, Kalkstein, Birkenrück, Teufelsaltar, Ebene...

Heute kann ich kaum glauben, wie ich damals den Mut hatte, mit so vielen Kindern, ohne Begleitperson mich auf den Weg zu machen. Wir hatten jedoch jedes Mal einen Schutzengel über uns. Meistens ist ja alles gut verlaufen, ein einziges Mal ist doch etwas passiert, doch auch das führte zu einem zufriedenstellenden Ende.

Es war Sommer, Sonne, Ferien. Unser Ziel war das Birkenrück. Wie viele Schüler erschienen sind, weiß ich heute nicht mehr. Wie üblich wurden die Regeln für den Tag besprochen, alles ging auch zuerst ganz gut. Es entwickelte sich aber ungleiche Geschwindigkeiten beim "Gehen". Ich musste alle mitnehmen, blieb infolgedessen am Ende des Zuges.

Die Ersten durften bis zur ersten Hälfte - "Jägerhütte - am alten Berg" vorausgehen. Wir waren noch gar nicht angekommen, kamen diese sehr erschrocken, lauthals schreiend zurück: "Hannelore hat sich den Arm gebrochen, sie ist vom Baum gefallen!"

Was nun?

Erst haben wir ihren Arm begutachtet, mit "Ersatz" geschindelt, in mein Tuch gehängt. Wie sollte es nun



weitergehen? Alle umkehren? Unmöglich! Ich habe mir aus den Reihen der kräftigsten und mutigsten Jungen einer Delegation ausgesucht, die eventuell helfen sollten beim Transport (mit Hintergedanken). Die Restlichen Kinder entschieden sich zurück zu bleiben, nicht ohne hoch und heilig versprochen zu haben, brav zu sein und an diesem Platz zu bleiben. Zum Glück lief alles gut aus.

Die Eltern der verletzten Schülerin waren schnell zur Stelle, sehr vernünftige, verständnisvolle Menschen. Kein Vorwurf, keine unnützen Reden. Sie brachten ihre Tochter in ein Krankenhaus. Als wir am späten Nachmittag zurück kamen, war der Arm bereits in



Gips und ist übrigens gut verheilt.

Versprechen gehalten! Wir fanden alle fidel, wo wir sie zurück gelassen hatten. Alle waren sehr angetan von der schönen Natur, dem plätschernden Wasser, den riesigen Steinen und nicht zuletzt von dem beliebten Brunnlein mit dem erfrischenden, kühlen Wasser. Hier unterm Birkenrück, trafen wir einen Kränzchenfreund, der Schmetterlinge suchte und diese beobachtete.

Der nächste Schutzengel! Er half uns auf dem Heimweg über den Bach und mit seiner Hilfe trauten wir uns auch zum Wasserfall. Die kühle Dusche auf unseren erhitzten Rücken tat gut und war ein schöner Abschluss eines ereignisvollen Tages.

Ein anderer Ausflug blieb gewiss allen in besonderer Erinnerung. Ein warmer, sonniger Tag, vielversprechend in den Sommerferien. Zusammen mit meiner Kollegin Katharina Kirr und unseren beiden Schulklassen, machten wir uns am Morgen auf den Weg. Wir peilten das Ziel "Urwegen" an. Dieser Weg dorthin war lang und beschwerlich, die motivierten Kinder haben tapfer durchgehalten.

In Dobring machten wir den ersten Halt. Schnell eine Stärkung und ein Trunk aus der mitgebrachten Was-

serflasche und so konnte es nun weiter gehen. In Urwegen angekommen ging es ins Schwimmbad. Alles war wunderbar, gut gelungen und gut überstanden.

Dann - begutachten des schönen Dorfes, ausgiebiges Essen aus dem Rucksack! Ausruhen! Spielen! Bewegung! Von Urwegen kannten wir die Sage: "Die Braut von Urwegen." Also wollten wir die Ruinen der alten Kirche sehen. Auch den Brautkranz, der zu Stein geworden war (laut Sage) haben wir entdeckt. Nun wollten wir den langen Heimweg antreten.

Ganz unerwartet überraschten uns die ersten Regentropfen und leiteten ein langanhaltendes Gewitter ein. Was nun?

Wieder hatten wir einen Schutzengel! Eine Großpolderin war in Urwegen verheiratet und wohnte ganz in der Nähe. Wir trafen ihre Schwiegermutter, die sich prompt unserer annahm und uns einen Unterschlupf in ihrem Schuppen anbot. Eng aneinander saßen wir nun da. Lehrerin Kirr wusste gleich was zu tun war. Sie kann nämlich wunderbar, spannend erzählen und entschied sich für eine lange, packende Geschichte (oder Roman?). Wir lauschten alle hingerissen zu. Alle? Einige Jungen waren lautlos verschwunden, ohne dass jemand es bemerkt hatte. Und wo waren sie? In der Scheune und sprangen vom Heu herunter, berichtete uns dieses ganz erschrocken die liebe Gastgeberin.

Die Geschichte war noch nicht zu Ende, doch das Gewitter endlich vorbei. Der Heimweg verlief viel einfacher. Ein herbeigerufener LKW der LPG brachte uns heim. Alle waren heilfroh, doch den Ausgang der Geschichte vermessen wir heute noch.

Immer wieder konnten wir erfahren, dass man sich auf unsere Schüler verlassen konnte, wenn sie richtig motiviert waren. Auch in andere Dörfer führten unsere Ausflüge. Wir waren in Dobring, Hamlesch und einmal sogar in Rod.

Es waren schöne Erinnerungen, das was weniger schön war habe ich längst vergessen.

Einen Wunsch hätte ich noch. Freuen würde ich mich, wenn mehr junge Leute beim "Großpolder Bote" mitgestalten würden.

In unserer Schule gab es viele begabte Schüler, talentiert in Literatur, Kunst, Musik, Sport, Witz. Sie könnten von ihren Erlebnissen in der Bundesrepublik, von ihrer Arbeit, von Schwierigkeiten berichten.

Ich würde gerne darüber lesen.

Österreichische Landler in Siebenbürgen

Von Roland Girtler

Der Untergang der protestantischen Bauernkultur in Rumänien.

Meinen Reisegefährten, die mich über 20 Jahre hindurch nach Siebenbürgen begleitet haben.

Gedanken zur 2. Auflage im Jahre 2013



1. Das vorliegende Buch ist die neue Auflage meines im Jahre 1992 erschienen Buches „Verbannt und vergessen - eine untergehende deutschsprachige Kultur in Rumänien“. Das Besondere an diesem Buch, das unter einem neuen Titel erscheint, ist, dass eine alte Kultur der deutschen evangelischen Bauern in Siebenbürgen, vor allem der aus Österreich stammenden Landler, aber auch die der Sachsen aufgezeigt wird.

Stützpunkt meiner Forschungen ist seit 1990 bis heute das Dorf Großpold (rumän. Apoldu de Sus) bei Hermannstadt (rumän. Sibiu). In diesem Dorf wird neben Sächsisch, ein moselfränkischer Dialekt, wie er in Luxemburg gesprochen wird, noch der schöne österreichische Dialekt der Landler gepflegt.

2. Die alte Bauernkultur, die ich damals noch erlebte, gibt es heute nicht mehr, denn in den Jahren nach 1990 verließen allmählich junge und alte Landler und Sachsen Siebenbürgen.. Nun waren alte Bräuche, die alten Nachbarschaften, die das Leben im Dorf regelten, dem Untergang geweiht, sie hörten auf zu bestehen.

Kirchenbänke leerten sich und schließlich gab man auch eine schöne alte Bauernkultur auf, bei der unter anderem die Kühe noch Hörner hatten und die Kälber eine Zeit bei der Mutterkuh blieben. Heute

kauft man auch hier die Milch den neuen Dorfläden und den nahen Supermärkten internationaler Lebensmittelketten. Die Milch kommt kaum noch von rumänischen Kühen, sondern von Kühen Deutschlands, Polens oder gar Griechenlands im Rahmen der EU. Ich war sehr verwundert, als ich mir einmal Milch im Tetrapack in einem Großpolder Dorfladen kaufte und auf der Verpackung las, dass die Milch aus Wasserburg in Bayern stammt. Damals nach dem Eintritt Rumäniens in die EU erfüllte es mich mit Wehmut, als meine Gastgeber, die Familie Pitter in Großpold, ihre letzte Kuh aufgaben. Bald darauf meinte der Pfarrer, es gäbe nur mehr eine deutsche Kuh im Dorf.

3. Da ich schon seit über 20 Jahren regelmäßig mit Studierenden, meinen Reisegefährten, nach Siebenbürgen fahre, erlebte ich diesen Wandel hautnah. So war es typisch für die Landler und Sachsen, dass sie ihre Begräbnisse selbst durchführen. Das Grab schaufelten Männer aus der Nachbarschaft und Verwandte der oder des Verstorbenen. Da es einmal an diesen „Grabmachern“ mangelte – sie waren ausgewandert -, hob ich mit meinen Reisegefährten Konrad Belakowitsch und Reinhard Suchomel das Grab aus, trug mit ihnen den Sarg und nahm mit ihnen beim anschließenden Tränenbrot teil.

4. Die Vorfahren der Landler wurden im 18. Jahrhundert unter den österreichischen Kaiser Karl VI. und seiner Frau Maria Theresia nach Siebenbürgen zu den dort lebenden evangelischen Sachsen verbannt. Siebenbürgen gehörte damals zu Ungarn, das nach der Schlacht von Mohacs 1526, als die Türken die Ungarn besiegten, an die Habsburger fiel - nicht unbedingt zur Freude der Ungarn. In drei Dörfern bei Hermannstadt; Großpold, Neppendorf und Großau, wurden die Landler angesiedelt. Mit den dort lebenden Sachsen gingen sie eine Symbiose ein, behielten aber ihren österreichischen Dialekt und ihre Tracht, sie hatten aber auch ihren eigenen Platz in der Kirche. Beide, Landler und Sachsen, verbanden jedoch gemeinsame Bräuche und eine gemeinsame bäuerliche Lebensart.

Als ich 1990 nach dem Niedergang des Kommunismus das erste Mal nach Großpold fuhr, erlebte ich noch die alte Dorfkultur der Landler und Sachsen. Ich verbrachte mit den jungen Burschen von Großpold schöne Abende, bei denen wir alte deutsche Volkslieder sangen und guten Wein der Großpoldner Weinbauern tranken. Bei einem dieser Abende, wie ich noch erzählen werde, gedachten die anwesenden Burschen mit mir meines in die ewigen Jagdgründe eingegangenen Dackels Sokrates, eines lieben Begleiters, der mir sehr ans Herz gewachsen war. Zu seiner Erinnerung führte ich ein Trinkritual durch.

In dem vorliegenden Buch wird vor allem das Alltagsleben von Lndlern und Sachsen im Dorf Großpold bei Hermannstadt, geschildert auch seine Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte. Damals lebten in Großpold noch einige hundert Landler und Sachsen, die sich als Deutsche bezeichneten. Heute sind es knapp 30, die ihrem Dorf die Treue halten.

Über den kulturellen Wandel im Dorf erschienen zwei Bücher, die ich mit meinen Reisegefährten verfasst habe („Die Letzten der Verbannten“, Wien 1997, und „Das letzte Lied vor Hermannstadt“, Wien 2007). In meinem Buch „Echte Bauern – vom Zauber einer alten Kultur“ (Wien 2002) schildere ich sowohl die alte, ab ca. 1960 in Österreich allmählich untergehende Bauernkultur und bringe im Vergleich dazu Hinweise auf die Bauernkultur der Landler und Sachsen in Großpold. Auch bei diesem Buch bringe ich im Anhang einige Aufsätze von Studenten. Darunter befinden sich die Berichte des bekannten Bäckers Hans Gradwohl aus dem Burgenland, der über das Backen des Brotes in Großpold schreibt, und die Forschung von Justinus Piepers über die Imker von Großpold.

Folgende Studentinnen und Studenten, die an den Feldforschungen in Großpold teilgenommen und darüber Diplomarbeiten Dissertationen, Bachelorarbeiten und andere interessante Arbeiten geschrieben haben, die in den genannten Büchern publiziert sind, seien hier alphabetisch aufgezählt: Helga **Balas**, Konrad **Belakowitsch**, Nina **Brlica**, Christian **Dolezel**, Roman **Gaugusch**, Susanne **Gerhart**, Cornelia **Gereben**, Sigrid **Girtler**, Hans **Gradwohl**, Mariella **Hager**, Heidelinde **Hauf**, Ernestine **Heiss**, Cornelius **Holzer**, Reinhard **Horeth**, Mariella **Mayer**, Marlene **Petritsch**, Thomas **Jurnitschek**, Liselotte **Knoll**, Harald **Quintus**, Helga **Patscheider**, Justinus

Pieper, Helene **Rigo**, Benjamin **Roßmann**, Andrea **Schandl**, Hasn **Schagerl**, Joachim **Seidler**, Iris **Stern**, Reinhard **Suchomel**, Peter **Weinhappl**, Ilse **Winter**, Aurelia **Wolf**, Gerald **Wolf**, Andrea **Woppmann**, Manuela **Wresnik** und Ulrike **Zartler**.

An sie alle denke ich mit großer Sympathie und Dankbarkeit. Einigen meiner Reisegefährten, die eifrig geforscht hatten, habe ich die von mir entworfene Feldforschungsmedaille überreicht. Auch einige Großpoldner kamen in den Genuss dieser Auszeichnung, da sie uns bei unseren Forschungen tatkräftig unterstützten, wie Frau Anneliese Pitter und Herr Seppi Stieger.

Eines Mannes will ich hier besonders gedenken, es ist dies Samuel Piringer, in dessen Hof in Großpold ich gerne bei einem Glas Wein saß und einen guten Kuchen aß, den mir seine Frau kredenzte. Mitunter spielte ich auch Schach mit Herrn Piringer, der mein Freund wurde. Im Jahre 1991 begleitete mich auch einmal mein Sohn Roland, der heute Orthopäde ist. Es gibt ein nettes Foto, das zeigt ihn im Hof der Piringers, während er mit Herrn Piringer über das Leben der Bauern in Großpold spricht. Frau und Herr Piringer starben vor ein paar Jahren knapp hintereinander, sie verbrachten ihre letzten Jahre im deutschen Altersheim in Hermannstadt. Sie fanden am Friedhof in Großpold ihre letzte Ruhestätte. **Als Zeichen besonderer Wertschätzung schenkte mir Herr Piringer einen alten Nachbarschaftskrug, der in meinem Studierzimmer steht, und eines Tages überreichte er mir eine silberne Uhr, die ich mir gut aufheben solle. Dies tat ich auch. Diese Uhr hat einen Ehrenplatz in meiner Vitrine. Das Besondere an dieser silberne Uhr ist, dass sie Herrn Piringer als deutscher Soldat 1944 überreicht wurde, als er bei der furchtbaren Kesselschlacht bei Tscherkassy in Russland vielen jungen Burschen durch selbstlosen Einsatz das Leben rettete. In der Uhr eingraviert ist zu lesen: „Für besondere Leistung - Kessel Tscherkassy - 17. II. 1944 - Divisionskommandant“.**



Danken möchte ich auch Frau Anneliese und Herrn Andreas Pitter, die mich jedes Jahr gastfreundlich aufgenommen haben und mich hoffentlich weiterhin aufnehmen. Frau Anneliese, eine Trägerin der Feldforschermedaille, machte mich übrigens durch die von ihr unterschriebene Urkunde zum Ehren-Landler.

Es war im letzten Juni, als ich mit Herrn Dr. Wilhelm Hopf vom LIT Verlag (Münster, Berlin, Wien), der mich in den letzten Jahren regelmäßig in Großpold während meiner Forschungen mit den Studierenden besuchte, wegen der Neuauflage dieses Buches sprach. Ihm gefiel die Idee. Nun ist das Buch wieder aufgelegt. Dafür sei meinem Freund Wilhelm Hopf gedankt.

Wenn du noch eine Mutter hast

Die Mutterhand die für dich sorgt
Bringt Sonne und bringt Friede,
uns Menschen ist auch dieser Welt
nichts schöneres beschieden
Vergiss niemals, solange du lebst
Was sie dir einst mal hat gegeben,
das schönste Glück, Geborgenheit,
das höchste Gut, das Leben.

Wenn du noch eine Mutter hast
So danke Gott aus ganzem Herzen,
so liebt dich niemand mehr
in Freuden und in Scherzen.

Nicht eitles Gold, nicht Edelsteine
Sollst du ihr dafür schenken.
Du brauchst mir jeden Tag einmal
Ganz lieb an sie zu denken.
Drum nütz die Zeit die dir noch bleibt
Um „danke“ ihr zu sagen,
auch deiner lieben Mutter Herz
hört einmal auf zu schlagen.

Und alle Blumen auf der Welt
Und alle Trauerlieder,
die bringen deiner Mutter nicht,
Sie bringen Sie nicht wieder.

Eingesandt von Maria Bottesch (Penich)

Der Tschiripik mat sengem Lis!

Der Tschiripik dä gengen iist,
mat sengem Tschiripikè Lis
zem Pelsen stièlen bä meng Schwijer
wel sä wunt glot kèn iwer.
Se numen sich en Zicker mat
Uch hodden uch en gungz gruiß Jap.
Dann Pelsen Läckes ässen bied,
firt Liewen garen åf dem Bruit.
Kam spracht det Lis, end half mer åffen
et duecht et kingt gleich wä en Åffen
do uiwen åf der Mouer stohn,
end sähn wåt et erwaschen kun.
Der Tschiripik die nuhm det Lis
end hièft ist un, end rutscht åf iist
end fahlt mat em an en Käbesch,
na hådden se det Pelsenläkes.
Ta Íefuld, kreischt det Lis
end longd en, mat sengem Zicker,
ingd zem åndern
end häd en, schlied wåt et nor kångd
åf sengen läwen gäden Mún.
Der Tschiripik die hot genach
die züch derfun mat Åch uch Kråch.
Det Lis awer at sãß am Käbesch
et wuèl nichen mii Pelsenläkes.

*(Eine heitere Geschichte in sächsischer
Mundart eingesandt von Resi Bottesch)*

Großpold in den Weltkriegen

Von Andreas Bacher



Am 1. August 1914 ist der 1. Weltkrieg ausgebrochen, nachdem der Thronfolger der Habsburger Monarchie mit seiner Frau in Sarajewo ermordet wurde. Natürlich waren unsere Großpolder auch beteiligt an dieser großen Menschenschlacht. Wie wir schon gelesen haben in dem wunderbaren Dorfchronikbuch von Martin Bottesch sind unsere Großväter und Väter mit dem Adjuvantenzug zum Bahnhof marschiert.

Besonders rührend muss der Abschied gewesen sein als die Adjuvanten ihre Instrumente ihren Söhnen und anderen Großpolder übergeben mussten. Einige haben den Krieg überstanden, viele sind als Helden für Volk und Vaterland gestorben.

Der 1. Weltkrieg. Es sind 100 Jahre her. Wir kennen ihn nur aus der Geschichte und Erzählungen unserer Väter und Großväter. Das große Menschenschlachten, der Krieg ist doch das furchtbarste, aber leider unvermeidliche auch in unserer modernen Zeit. Gott sei Dank, in Europa ist Ruhe und Frieden eingetroffen, möge der liebe Gott uns auch weiterhin beschützen und bewahren vor Krieg und Blutvergießen. Da es im Krieg immer wieder an allem mangelt, Essen, Kleider, Geld.

Sogar die Glocken wurden von den Kirchtürmen hinunter geworfen, man brauchte sie für Kugeln. Wir haben im Jahr 1924 nach dem Krieg wieder neue Glocken bekommen, die Gott sei Dank bis heute noch läuten.

Nachdem der 1. Weltkrieg ungünstig für Österreich-Ungarn und Deutschland ausging, waren die Kriegsverbrecher natürlich nicht zufrieden. Es wurde von

neuem zum Krieg gerüstet und am 1. September 1939 war es so weit. Ein neues Menschenschlachten hatte begonnen, noch viel schlimmer wie im 1. Weltkrieg. Auch an diesen Krieg können sich die heute noch lebenden kaum erinnern. Ich kann mich gut erinnern wie die deutschen Soldaten 1942 nach Großpold gekommen sind. Und dann 1943 gemeinsam mit unseren Volksdeutschen aus Siebenbürgen, Banat und ganz Rumänien in den Krieg nach Russland zogen.

Inzwischen kam dann die rumänische Armee nach Großpold, sie hatten schöne Einrichtungen im Katzelwald. Am 6 August 1944 hat die rote Armee bei Jassy-Chisinau die Deutsch-Rumänische Front durchbrochen und am 24 August 1944 war für Rumänien der Krieg zu Ende. Gott sei Dank war in Siebenbürgen kein Krieg, doch die russische Armee ist durchmarschiert und hat natürlich manch traurige Erinnerung hinterlassen.

Am 13. Januar 1945 sind 70.000 junge Deutschstämmig aus ganz Rumänien nach Russland verschleppt worden, zum Aufbau deutscher Kriegszerstörungen. Natürlich war Großpold auch beteiligt. Viele sind deportiert worden, viele gestorben, heute leben noch wenige von denen. Wie es unseren Leuten in Russland ergangen ist war schrecklich: Hunger, Kälte, Krankheit und Tod - 1949 sind 9 der Lebenden wieder nach Großpold zurück gekommen.

Gott sei Dank ist seit fast 70 Jahren Frieden in Europa eingetroffen, möge der liebe Gott uns bewahren vor neuen Kriegsgefahren und Blutvergießen.



BUCHVORSTELLUNG

"Predigten im XXI. Jahrhundert"

von Wolfgang H. Rehner

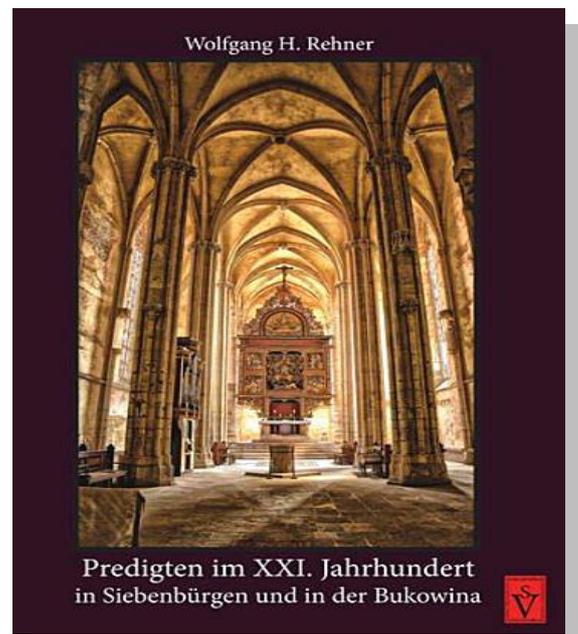
Beschreibung:

Wolfgang H. Rehner hat in Klausenburg und Hermannstadt Theologie studiert. Er begann sein Vikariat in Großpold, von wo er bald in den vollen Pfarrdienst gesandt wurde. Bis 1964 war er Pfarrer in Gergeschdorf und von 1968 bis 1976 Pfarrer in Großpold. 1964 bis 1972 versah er, zum Teil neben dem Pfarramt, vertretungsweise die Dozentur für Altes Testament und Religionsgeschichte am Protestantisch-Theologischen Institut in Hermannstadt. 1976 bis 1993 war Wolfgang H. Rehner Stadtpfarrer in Hermannstadt, danach ging er aus eigenem Entschluss nach Sächsisch-Regen und Umgebung, von wo aus er vier Jahre lang auch die Diasporagemeinden der Bukowina betreute. Als Mitglied des Landeskonsistoriums (1974 bis 1994) erlebte er die schwierige Problematik der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien. Als Mitglied im Exekutivkomitee des Lutherischen Weltbundes und gleichzeitig im Kuratorium des Ökumenischen Forschungsinstitutes in Straßburg (1984 bis 1990) gewann er Einblick in weltweite Fragen der Kirche und Gesellschaft. Seit 2004 ist er Rentner und im Hermannstädter 'Begegnungs- und Kulturzentrum Friedrich Teutsch' als Bibliothekar tätig.

Rezension: Wolfgang H. Rehner hat in Klausenburg und Hermannstadt Theologie studiert. Er begann sein Vikariat in Großpold, von wo er bald in den vollen Pfarrdienst gesandt wurde. Bis 1964 war er Pfarrer in Gergeschdorf und von 1968 bis 1976 Pfarrer in Großpold. 1964 bis 1972 versah er, zum Teil neben dem Pfarramt, vertretungsweise die Dozentur für Altes Testament und Religionsgeschichte am Protestantisch-Theologischen Institut in Hermannstadt. §1976 bis 1993 war Wolfgang H. Rehner

Stadtpfarrer in Hermannstadt, danach ging er aus eigenem Entschluss nach Sächsisch-Regen und Umgebung, von wo aus er vier Jahre lang auch die Diasporagemeinden der Bukowina betreute. Als Mitglied des Landeskonsistoriums (1974 bis 1994) erlebte er die schwierige Problematik der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien. Als Mitglied im Exekutivkomitee des Lutherischen Weltbundes und gleichzeitig im Kuratorium des Ökumenischen Forschungsinstitutes in Straßburg (1984 bis 1990) gewann er Einblick in weltweite Fragen der Kirche und Gesellschaft. Seit 2004 ist er Rentner und im Hermannstädter "Begegnungs- und Kulturzentrum Friedrich Teutsch" als Bibliothekar tätig.

**2013, 327 Seiten, Maße: 22,5 cm, Gebunden, Deutsch, Verlag: Schiller Verlag
ISBN-10: 3944529219; ISBN-13: 9783944529219**



S I E B E N B Ü R G E R R E Z E P T E

Ischler

Teig: 250 g Mehl

100 g gemahlene Walnüsse

100 g Zucker, 1 Ei

200 g Butter

1 Esslöffel Milch

1 Teelöffel Backpulver

Füllung:

3 Eier, 150 g Zucker

100 g Blockschokolade

150 g Butter

Glasur: 150 g Schokoladenglasur (Vollmilch)



Das Mehl auf ein Backbrett geben, Walnüsse, Zucker, Ei, Butterflöckchen und in Milch aufgelöstes Backpulver darüber geben und alles zu einem Mürbeteig verkneten. Etwa eine Stunde im Kühlschrank ruhen lassen. Den Teig auf einer bemehlten Fläche dünn ausrollen, runde Plätzchen von 4 cm Durchmesser ausstechen und auf ein Backblech legen. In vorgeheiztem Backofen bei 200 Grad 10-15 Min. backen. Auskühlen lassen, je ein Plätzchen mit Füllung bestreichen und mit einem anderen Plätzchen zusammensetzen. Die Ischler mit Schokoladenglasur bestreichen.

Füllung:

Eier mit Zucker auf dem Herd steif schlagen, geschmolzene Blockschokolade zufügen, verrühren und auskühlen lassen. Butter schaumig rühren und in die ausgekühlte Creme langsam einrühren

Siebenbürger Rahm-Hanklich

Zutaten:

500g Mehl, 40g Hefe, 80g Zucker, 1/4 l lauwarme Milch, 80g Butter, 1 Ei, 1 Prise Salz, 1/2 l Sahne, 5 Eigelb, 75g Zucker, 1 EL Griess, 5 Eiweiß, 100g Rosinen, Butter für das Blech.

Zubereitung:

Das Mehl in eine Schüssel sieben, eine Mulde hineindrücken, Hefe hinein bröckeln, und mit wenig Zucker, etwas Mehl und der Milch zu einem Vorteig gehen lassen. Den restl. Zucker, die geschmolzene Butter, das Ei und das Salz mit dem Vorteig und dem gesamten Mehl vermischen und kneten, den Teig schlagen, bis er Blasen wirft. Den Teig 30 Min. gehen lassen. Dann den Teig ausrollen, auf ein Blech geben. Sahne, Eigelb, Zucker und Grieß verrühren. Die Eiweiße steif schlagen und mit Rosinen und unter die Sahnemischung ziehen. Die Masse auf dem Teig verteilen. Auf mittlerer Schiene bei 180 Grad 35-40 Min. goldgelb backen.

Das Schicksal einer Familie aus Großpold

Von Georg Botsch



Es begann in den Jahren 1934-1935 als ein Großpoldner Käse - Meister, Johann Botsch, die Heimat verließ um in seinem Beruf als Käse-Meister weiter zu kommen, in Vatra Dorna -Bukowina landete. Dort lernte er auch Maria Kappelar kennen, welche er dann auch in Vatra Dorna heiratete.

Er übte seinen Beruf in der hiesigen Molkerei als Käse-Meister aus, es begannen die schönen Jahre. Im Jahr wurde der Sohn Georg geboren und nach 2 Jahren später, 1938 der Sohn Georg. Aber das Glück dauerte nicht lange, denn durch das Abkommen mit Russland 1940, wurden alle Deutschen nach Großdeutschland umgesiedelt, mit einigen Zügen kamen wir nach Österreich / Steiermark, nach Leoben in ein Lager.

Von dort wurden wir dann in alle Richtungen neu angesiedelt, wir kamen nach Wateland-Wartegau-Posen, damals deutsches Gebiet und bekamen in Posen in der Posnerstraße 27 eine schöne Wohnung. Mein Vater Johann Botsch konnte gleich als Käsemeister in Posen arbeiten.

Aber 1941 wurden unser Vater zur Wehrmacht einberufen, wonach er seine Familie lange nicht mehr besuchen konnte, nur bei der Geburt unseres Bruders Adolf 1942 kam er kurz zu Besuch. Ab dieser Zeit begann das schlimme SCHICKSAL!

Zu Weihnachten 1944 badete unsere Mutter uns gerade in einem hölzernen Fass, da gab es einen Knall, man hatte versucht den Bahnhof zu zerstören, was aber nicht gelungen war. Nach einigen Wochen kamen Soldaten der Wehrmacht zu uns und sagten unserer Mutter, sie solle die wichtigsten

Sachen zusammen packen, wir müssten Posen verlassen, die Russen stünden kurz vor Posen.

Unsere Mutter packte eilig einige Kisten für den Transport fertig, doch als die Wehrmacht Soldaten diese sahen, staunten sie und sagten zu meiner Mutter: "Frau Botsch, bloß Handgepäck darf mit." Und so ließen wir alles da und fuhren zum Bahnhof, wo ein offener Waggon Zug auf uns bereits wartete. So verließen wir Posen in Richtung Westen, nach Berlin, wo wir dann zusammen mit tausenden von Leuten in das große Lager Friesack kamen. Dort trafen wir auch meinen Onkel Thomas Botsch, dem Bruder von unserem Großvater Georg Botsch. Da wir von unserem Vater keine Nachrichten erhalten haben und meine Mutter alleine mit 3 kleinen Kindern war, sagte mein Onkel zu meiner Mutter: "Mitzi, wenn dein Mann sich meldet, dann nur bei seinen Eltern in Großpold"! Und so begann unsere eine Reise nach Großpold, mit einem Pferdewagen. Das war im April 1945, vorher versuchten wir den russischen Vorstoß zu umgehen, aber alle Brücken über die Elbe und Oder waren schon gesprengt und unsere Mutter mit uns 3 Kinder musste im Osten bleiben.

Da ja Krieg war und überall alles Mögliche Zeug herum lag, konnte unsere Mutter mit dem Onkel Thomas einen Wagen mit Kober zusammen bauen. Ein Pferd fanden sie auch bald, da einige Pferde ja frei herum liefen, was sonst noch notwendig war hatte man auch bald gefunden und dann machten wir uns auf den Weg. Durch Berlin, wo alles in Schutt und Asche lag, die Straßen mit Panzersperren gesichert waren und wo wir öfters wegen Fliegerangriffe unseren Wagen auch verlassen mussten.

Unterwegs trafen wir auch russische Truppen denen wir aus dem Wege gehen mussten, wobei unsere Mutter sich immer als Mann verkleidete und sich verstellen musste denn die Russen waren ja wie die Wilden hinter den Frauen her.

Um zu überleben mussten sie auch um Verpflegung sorgen für uns 3 kleine Kinder, wir arbeiteten auch einige Tage mit dem Pferd beim Bauern auf dem Feld, die uns auch mit Nahrung unterstützten.

Da trafen wir auch rumänisches Militär das sich zurück zog, wobei wir da auch Siebenbürger Sachsen



trafen, die uns aus der militärischen Kantine mit Verpflegung unterstützten. Mit ein bisschen Glück und schweren Monaten die wir hinter uns hatten, kamen wir auch nach Broos. Hier fanden wir beim Pfarrer auch Unterkunft und Verpflegung erhielten, und uns einige Tage da aufhielten, wobei die Pfarrers Familie, mich Georg, da behalten wollte. Aber meine Mutter war damit nicht einverstanden, sie sagte, wenn sie uns bisher gesund durchgebracht habe, so würde sie mich nicht da lassen. Nach einer kurzen Zeit in Bross erreichten wir dann Großpold. In Großpold kehrten wir bei einem Stiefbruder unseres Großvaters Andreas Botsch in der Bahnhofstraße Nr. 396(?) ein.

Als wir Kinder morgens erwachten, befanden wir uns in der Scheune mit dem Wagen, wir staunten und waren sehr überrascht und guckten neugierig durch das Scheunentor.

Neugierig betrachteten wir die neue Umgebung, was uns auf die Straße hinaus lockte, und wo wir von den anderen Kinder bestaunt wurden. Sie mussten sich alle mit

der deutschen Sprache auseinander setzen, ab dann sprachen alle nur noch die deutsche Sprache mit uns.

Die Eltern sagten immer, ihr seid doch in der Mehrzahl, "sie" müssen sich anpassen, was aber all die Jahre nie geschah.

Die ganze Familie und Großpolder hatten uns sehr geholfen um einige Zeit überhaupt zu überleben, denn die Großpolder hatten ja selber in dieser Zeit auch kaum etwas. Wir blieben einige Zeit bei Großvaters Bruder, bis die Gemeinde uns das Haus von



Theil (Jakob Hof) am Bach zur Verfügung stellte, wo wir einige Jahre wohnten. Dieses Haus war noch nicht fertig gestellt worden, ohne Licht und Einrichtungen hausten wir da und wurden von allen unterstützt. Das Haus wurde dann später verkauft und wir bekamen eine Bleibe bei Familie Bottesch Michael (Nr. 402?), wo man uns ein Stübchen zur Verfügung stellte. Wir kamen dann in die Schule, wurden konfirmiert und in die Jugend aufgenommen. Im Jahre 1950 herrschte ein schwere Grippe in Großpold, woran unser Bruder Adolf im Alter von 8 Jahren verstorben ist.

Unsere Mutter, welche die Großpolder "Mitzitante" nannten, arbeitete auf der Bahn als Köchin und musste zusehen wie sie uns verpflegen konnte. Unser Vater war in russischer Gefangenschaft geraten, wurde 1950 entlassen und kam nach Deutschland wo er erfahren hat das wir in Großpold sind.

Da wir die deutsche Staatsangehörigkeit hatten, versuchten wir mit aller Macht aus Rumänien heraus zu kommen um nach Deutschland zu reisen. Es gelang uns jedoch nicht, wir mussten große Summen Geld hinlegen, welche wir nicht aufbringen konnten. Zwei Pässe verfielen einfach und unser Vater hat uns im Stich gelassen, er hatte in Deutschland wieder geheiratet ohne uns das zu sagen, welches wir nach einigen Jahren erfahren haben.

Ich kam 1953 auf die Berufsschule, mein Bruder Hans arbeitete auf der Ferm und ich bei STUC-CFR als Mechaniker, wo ich in dieser Zeit ganz Rumänien kennenlernte. 1957 lernte ich meine Frau Marianne Schoger aus Heltau kennen und wir heirateten auch 1958. So verließ ich Großpold, mein Bruder und Mutter folgten uns auch nach Heltau wo die Mutter 1964 auch verstorben ist.

Ich möchte mich im Namen meiner Familie für die Hilfe und Bereitschaft der Großpolder sehr bedanken, für diese Zeit, unsere Kindheit und Jugendzeit, die wir in Großpold verbracht haben. Wir fühlen uns als Großpolder, ich habe nach besten Wissen einiges über unser Schicksal beschrieben, wobei man ein ganzes Buch schreiben könnte, über diese Zeit.

Ich hoffe das sich noch einige Großpolder an uns erinnern und an diese Zeit mit uns.

Die drei Tode meines Großvaters

von Hans Liebhardt

Im Laufe von zehn Jahren wollte mein Großvater dreimal sterben. Seinen ersten Tod kündigte er mir in einem Brief an. Ich kann mir vorstellen, wie er, nur die vorderen Fensterläden offen lassend, damit etwas Licht hereinkäme, sich an den Tisch gesetzt und umständlich die verrostete Feder ins Tintenfass getaucht hat, in dem noch seid dem Vorsommer ein paar verendete Fliegen schwammen.

Er war damals eine Art Dorfheiliger und lebte von der Unterstützung der Genossenschaft. Diese Pension machte mehr aus, als wenn er den Grund weiter um die Hälfte hätte bearbeiten lassen. Außerdem waren drei Herren extra seinetwegen in die Gewürzgärten herunter gekommen und hatten ihn schön gebeten, sich in die Genossenschaft einzuschreiben. Da hatte er sich gedacht: „Weißkircher, du kannst doch die Leute nicht umsonst durchs Dorf stiefeln lassen, wenn sie dir alten Menschen schon die Ehre antun...“ Er lebte auch von den Gaben der Kirche: Jedes Jahr nach dem Erntedankfest fanden sich drei Mädels mit drei vollen Körben auf seinem Hof ein und brachten ihm die Früchte, mit denen man den Altar aufgeputzt hatte – Trauben und Kartoffeln, Birnen und Möhren, Äpfel und Petersilien, und der alte Christ Weißkircher nahm alles dankbar an. Weil er nicht mehr gut zu Fuß war, saß er sonntags, wenn die Kirchenglocken ausgeläutet hatten, am mittleren Fenster und sang in Gedanken die Choräle mit. War es dann seiner Rechnung nach soweit, dass der Pfarrer auf die Kanzel steigen musste, schlug er das Predigtbuch auf und las mit Tränen in den Augen das Wort des Herrn. Hier also der Brief über seinen ersten Tod:

„Lieber Andreas,

Ich hatte einen merkwürdigen Traum. Denn es begab sich, dass man uns allen wieder Weingärten zuteilte, ich aber bekam den allerletzten, ganz am Ende der Vorderen Helt, just neben der Hutweide. Es geschah aber, dass er drei Reihen hatte, die voll hingen der schönsten Trauben. Wie ich aber die Reihen entlang ging, schmolzen die Früchte dahin, vor meinen Augen. Wie ich aber wieder am unteren Ende angelangt war, stand neben der letzten Reihe noch ein grünender Rebstock, und auch seine saftigen Beeren zerrannen zu Nichts.

Nun habe ich lange herum sinniert, um diesen Traum zu deuten. Da kam mir die Erleuchtung, und ich sagte mir: Weißkircher, die drei Reihen sind die drei Jahre die der Herr dir für deinen Erdenwandel noch zugemessen hat, damit du Buße tust. Der letzte Rebstock aber bedeutet den letzten Tag deines Lebens...“

Nun lebt unsereins ja vollständig aufgeklärt und hält nichts von Träumen, aber man denkt sich: Großvater ist alt, wer weiß, was noch geschieht... Auf alle Fälle hat sich Andreas auf den Tag, an dem sein Großvater sterben wollte, genau ausgerechnet und aufgeschrieben. Doch als die drei Jahre um waren, kam er mit einigen Tagen Verspätung in Oberdorf an.

Die Grillen zirpten in den Weiden, es war eine helle, laue Sommernacht, nur der Weißkircher-Hof lag ganz im Dunkeln. Andreas steckte den Arm unter das lose Plankenbrett, langte den Schlüssel hervor und sperrte die Gassentür auf. Schon im Vorhaus rief er nach dem Großvater und polterte herum, um sich bemerkbar zu machen. Es antwortete niemand, und auch die Stube war leer. Andreas fand den Alten schließlich im Schuppen; nur mit Hemd und Unterhose angetan, lag er auf einer Pferddecke und hatte eine lange Stange, die man beim Heizen des Backofens verwendete, griffbereit neben sich.

Dem Jungen schien es unangebracht die Rede auf den Traum zu bringen, immerhin, er machte eine Andeutung. Großvater jedoch kränkte sich ganz und gar nicht, er hatte jetzt andere Sorgen: „Den Traum werde ich ja falsch gedeutet haben, aber diese Kerle wollen mir die Birnen stehlen, deshalb muss ich hier sitzen und aufpassen. Ich werde ihnen diese Stange auf dem Rücken umdrehen und sie verdreschen, bis sie blau sehen. Ich habe ihnen auch gesagt: Bald kommt mein Junge aus der Stadt, und ihr wollt ihm die Birnen wegfressen? Dass euch der Schinder...“

Zum zweiten Mal hatte er sich vorgenommen, mitten im Winter das Zeitliche zu segnen. Vielleicht ging es auch schon gegen das Frühjahr zu, aber man merkte davon nichts. Wieder kam ein Brief, Lisi-Gode bereitete Andreas schonend darauf vor, dass der Mensch sterblich sei, und mit dem Großvater

war es nun bald soweit. Er liege schon seit Wochen im Bett und habe nur noch den einen Wunsch, den Jungen ein letztes Mal zu sehen.

„Na, bist du gekommen?“ Schon als der junge Weißkircher aus dem Autobus stieg, wurde er mit dieser Frage empfangen. „Ja, ja, der Großvater wird den Kuckuck nicht mehr hören.“ „Er war doch alt, nicht?“ „Nun hat er ausgelitten.“ „Alle kommen wir einmal hin.“ Das sind so die Redensarten, mit denen wir den Tod umschreiben. Was sollte man auch sagen? Sterben ist schließlich eine peinliche Angelegenheit.

Der Alte lag im Bett und schien gesonnen, diesmal Ernst zu machen. „Er will nichts einnehmen“, lamentierte Lisi-Gode. Da sei das Schächtelchen mit den Tabletten, aber er sehe es nicht einmal an. Also bei der Nachbarin wohne ein Student, ob er schon Arzt sei, wisse sie nicht, er praktiziere auf alle Fälle in der Stadt, und bei der Nachbarin wohne er mit der Filofteaia, der Schwarzen, vom Staatsgut. Und dieser Student habe gesagt, Großvater sei bloß arg erkältet.

Jener junge Mann kam auch bald auf den Weißkircher-Hof, er hatte weite, warme Stiefel an und war gut aufgelegt: „Also Herr Nachbar, jetzt schreiben wir mal ein ernstes Rezeptchen, dann kommt das Frühjahr, und zu Johanni schwingt der Herr Nachbar das Tanzbein.“ Großvater antwortete geistesgegenwärtig, dass er die Knochen unter der grünen Wiese schwingen werde, aber man schenkte dem keine Beachtung.

Andreas sah zu, dass er in die Apotheke kam. Sie befand sich in der Nachbargemeinde, und der Junge hielt ein Auto an und fuhr hinüber. Es blies der kalte Towurker Wind, die Apotheke war natürlich über Mittag gesperrt, und der Weißkircher stand ziemlich verzweifelt auf der Straße. Er hatte diese Häuserzeilen, die weder wie ein Dorf noch wie eine Stadt ausahen, nie leiden können und alles Unangenehme, aus seiner Kindheit – das Grundbuch, der königliche Notar und das Stuhlgericht – befand sich hier.

Zum Glück hatte das Schenkhaus offen. Weißkircher bestellte ein Dezi Branntwein und setzte sich an einen der Tische, deren blaubestickte Tischtücher man wohl seit langem nicht mehr gewechselt hatte. Bald tauchten aber zwei seiner gewesenen Schulkameraden auf, die hier als Traktoristen arbeiteten, und nach ein paar weiteren Dezi Branntwein war die Welt wieder heil und in Ordnung. In der

Apotheke erhielt Andreas sämtliche Medikamente, und schon das erste Auto, dem er tapfer ein Zeichen machte, blieb stehen und nahm ihn mit.

Großvater hatte sich zu dem Entschluss durchgerungen, dass Medikamente nicht schaden können, an ihren Nutzen glaubte ein Weißkircher nicht. Er wurde aber trotzdem gesund und saß dann den ganzen Sommer unter seinem Weinstock vor der Haustür. Diesen Weinstock hatte er vor einigen Jahren gepflanzt, er begoss ihn jeden Tag und gab ihm überhaupt alles was die Rebe braucht. Die Ranken waren schlank und mit gesunden Augen gewachsen, Großvater hatte sie unter der Dachrinne festgebunden, und sie zogen sich schon ein paar Klaftern breit am Gesims entlang. Wenn die Trauben, die Gutedel, reif waren, leuchteten sie so durchsichtig in der Sonne, dass man sich darüber freute. Großvater hatte die Hennen abgeschafft, weil sie Federn in der Tenne ließen und der Kuh das Futter verdarben, dann war er aber auch des Rindviehs überdrüssig geworden, weil es umständlich war, es den ganzen Winter hindurch zu füttern. Die Katze hatte er weggegeben, weil Katzen seiner Vorstellung von nützlichen Haustieren nicht entsprachen, sie fraßen nur, und wäre es nach ihnen gegangen, hätte der Weißkircher selber die Mäuse fangen müssen. Aber etwas braucht der Mensch. Und wenn es nichts anderes ist, soll es ein Rebstock sein.

Zum dritten Mal ist Großvater wirklich gestorben. Er lag in einem reinen Bett, und ein Töpfchen warmer Hühnersuppe stand daneben auf dem Stuhl. Andreas fuhr mit dem Wiener Walzer zum Begräbnis, und überhaupt geschah alles so, wie es vorge-schrieben ist und wie es zu geschehen hat.

Das Grab schaufelten der Feyri-Nachbar und sein Sohn Sam und noch ein paar andere. Die Brodenlawent aber und die ausgesuchten roten Zwiebelköpfe und den Wein trugen Andreas und sein Pate auf den Friedhof, denn sie waren die nächsten männlichen Verwandten. Die Grabmacher ließen sich in der Tornaz nieder, das ist eine Art offener Leichenschuppen, in dem die Bänke keine Lehnen haben und es von der Seite zieht. Auch das Niedersitzen geschah nach altem Brauch, man verwendete drei Bänke, und die mittlere war der Tisch. Einer erzählte, dass er unter seinem Gartenzaun ein Skelett gefunden habe, als er die Löcher für den neuen Planken aushob, dass der Tote halb draußen und halb im Garten lag und dass er seiner Schätzung

nach um die Achtundvierziger Revolution herum begraben wurde. Der Feyri-Nachbar, der Schmied, bestätigte, dass Skelette vorkommen, da es früher Kriege gegeben habe, wie auch in dem Buch von Winnetou zu lesen sei. Und es klang so, als ob dieser Winnetou just zwischen Oberdorf und Reußmarkt in den Kampf gegen die Bleichgesichter galoppiert wäre, unter der jetzigen Eisenbahnbrücke hindurch. Was das nun mit dem verstorbenen Weißkircher-Vetter zu tun hatte – eigentlich nichts. Aber vorüber sollte man als ernster Mann auch reden?

Zur Totenwache kamen alle Nachbarn und Nachbarinnen auf einmal, es gibt bestimmt seit jeher eine festgesetzte Stunde dafür. In der ersten Stube saßen die Männer und in der anderen, an der offenen Bahre, die Frauen. Auf beiden Seiten hatte man die Stühle aufgestellt, und die Weiber trugen eine Art schwarze Kleidung, ein Mittelding zwischen Sonntags- und Werktags Tracht. Es schickte sich, dass Andreas das weiche Brot herumreichte und den Wein einschenkte, man trank aus einem Becher, und jedes der Weiber nippte daran. Da saß, mit den Händen im Schoß, die Schauburger-Mirl. Das war Großmutter's beste Freundin gewesen, sie war immer nobel angezogen, hatte aber wegen des Fußes, mit dem ihr ziemlich früh ein Malheur passiert war, nicht geheiratet. Sonntagnachmittag kam sie zu den Weißkircherischen auf Besuch, man muss ja Sonntagnachmittag wo hingehen...

Es war für die Weiber eine große Schau, dass der junge Herr Weißkircher in dem dunkeln Anzug und in dem unbeschreiblich weißen Hemd vor jede hinttrat und so einfach Rede und Antwort stand. Als Andreas aber die Schauburger-Mirl sah, kam es ihm vor, als sei die Zeit nicht vergangen, als sei alles noch wie in den vierziger Jahren, da der Birnbaum, wenn auch nicht schneeweiß, aber dennoch blühte und diese Mirl und Großmutter mit singenden Stimmen irgendeine der dörflichen Belanglosigkeiten besprachen.

In dem einem oder anderen Ereignis lebte noch der Weißkircher-Hof. Man erinnert sich daran, was Großvater beim Rübenabladen gesagt hatte, oder wie das war, als er zum ersten Mal seinen städtischen Hut trug. Im allgemeinen jedoch nahmen es die Weiber ohne viel Aufregung hin, dass nun seine

Zeit um war und das auch uns allen einmal die Stunde schlägt.

Beim Begräbnis weinten nur Lisi-Gode und Andreas. Die Glocken hatten schon zum drittenmal geläutet, die Adjuvanten warteten im offenen Tor, und die Leute, die gekommen waren, um den Johann Weißkircher auf seinem letzten Weg zu geleiten, standen, je nach ihrer Wichtigkeit, im Hof oder an der Bahre. In der Stille nach dem Glockenläuten fiel es Andreas auf, dass man den Großvater im Bräutigamsanzug aufgebahrt hatte, und dass dies eigentlich seine einzige Sonntagstracht gewesen war. Auf dem Polster lagen ein hellgrünes Asparagus-Zweiglein und einige Astern. Großvater hatte zwar auf Blumen nie viel gegeben, aber begraben wurde jeder Mensch so. Andreas kam es wieder zu Bewusstsein, wie armselig doch alle Weißkircherischen gelebt, wie viel Elend sie in all der Zeit ertragen hatten. Und dennoch war dazwischen eine Welt gestanden, die Oberdorf und Kindheit hieß.

Ein Hof auf dem ein Mensch wohnt, ist immer noch ein Hof, das Getier kann sich nicht niederlassen, und am Morgen – wenn auch spät – steigt Rauch aus dem Kamin. Wenn die Nachbarin das sah, dachte sie: `Der Weißkircher-Vetter lebt noch`, und war darüber froh. Im Ofen, an dem Andreas seine Kindheit verbrachte, wird nun nie mehr Feuer brennen, man wird den Stehkasten wegschaffen und den kleinen Spiegel und das Traumbild Dalmatien, das neben der Uhr hing. Deshalb weinte Andreas Weißkircher auf diesem letzten Begräbnis.

Ansonsten verhielt er sich so, wie man es von ihm erwartete. Niemand hatte ihm diese Dinge beigebracht, und doch wusste er alles. Er stand an der richtigen Stelle, während man die Bahre in den Hof trug, saß auch in der Totenhalle am richtigen Platz und fand, nachdem alles vorüber war, wie von selbst noch einmal den Weg zum Grab.

Es war ein farbloser Novembernachmittag, als sich der Leichenzug durchs Dorf bewegte. Es hatte noch nicht geschneit, und in der Neugasse hielt ein Ochsenwagen, der Mensch stand mit der Kappe in der Hand daneben. Zwei Autos die vorbeifuhren, zündeten die Scheinwerfer an für den Toten.

Der Herr Pfarrer bezog sich in der Leichenrede, die er in der Tornaz hielt, auf die Bibelstelle mit dem äußeren und inneren Frieden.

Er sagte, dass wir alle ihn suchen und dass der Verbliebene ihn erreicht habe. Weißkircher war mit dieser Rede ganz zufrieden, der Herr Pfarrer hatte so gesprochen, wie es sich gehört. Von seinem Erbe aber hat er sich eine Schreibmaschine angeschafft, und darauf wurde auch dieses Buch geschrieben.

Bücher von Hans Liebhardt (* 30. Januar 1934 in Großpold, ein rumäniendeutscher Schriftsteller und Journalist.) in denen von Großpold erzählt wird:

- *Die drei Tode meines Großvaters.* Jugendverlag, Bukarest 1969.
- *Immer wieder Weisskirchen.* Kriterion, Bukarest 1971.
Alles was nötig war. Dacia, Klausenburg 1972.
- *Das wundersame Leben des Andreas Weisskircher.* Kriterion, Bukarest 1981.

Diese können z. T. über das Internet gekauft werden, unter anderem über Antiquariatsseiten, z.B.: www.zvab.com.

„Spurensuche im nächsten Urlaub in Großpold“

AUGUST fahren Birkenrück abends 100 Jahre Gottesdienst Kalkstein **Wein** grillen singen Wespen WALD trauern Steilau Bier *Nachbarn* duschen Schatten damals Friedhof Küppchen wandern **baden** **Anfang** hinschauen Jugend vergessen **Arbeit** *glücklich* o.k. Treffen **Freunde** bewusst HITZE altmodisch Zigeuner emotional Arbeitskollegen **Blitz** hinschauen Begegnung spüren Besuch vergangen nicht ewig **unsicher** schon lange her kommt noch Kirche nachts Tante warum Regen sehen **begegnen** ignoriert hinhören Scheune Gefühl Laube **ratlos** Sterne Kircheneintritt warten wieso *Rumänen* lustig Trauung RECHT warum ärgerlich Jahrhundert 70 Jahre Warech ernst Sonnenseite QUITTEN weint Schule **fließt** Maria Theresia orthodox Winkel Gorgan kehren **Klettengasse** war einmal ging **kalter Hügel** Ebene gelb **Dostat** kaufen zu Fuß **Autobahn** erben Gemeinschaft einmal Kürbiskerne sitzen **ENDE** erklären Zeit **Pfarrer** **Auto** lärmern nie wieder Verkehr Archiv heimfahren fühlen Trauben **Ewigkeit** Schatten-seite September.

www.karpaten-offroad.de

OUTDOOR & OFFROAD ABENTEUER REISEN IN RUMÄNIEN

- Endurotouren
- 4 x 4 Offroad
- Trekkingtouren
- Mountainbiking
- Reittouren
- Rafting
- Skitouren
- Kulturreisen

Entdecken Sie mit uns Transsilvanien, die nahezu unberührte Wildnis in den Karpaten Rumäniens. Abenteuer entlang rauschender Bäche, durch endlose Wälder mit malerischen Tälern und Bergen. Vorbei an kristallklaren Bergseen und einsamen Sennhütten. Transsilvanien, das Land der Bären und Wölfe in wilder ursprünglicher Natur.

In die Ewigkeit abberufen in 2013/2014

"Und Gott wird abwischen alle Tränen
von ihren Augen und der Tod wird nicht mehr sein."
(Offenbarung, 21.4)

1. Rieger Elisabeth Hnr. 61
19.09.1932 – 09.12.2013
2. Lutsch Katharina gesch. Mehrbrodt Hnr. 488
06.10.1930 – 13.12.2013
3. Glatz Johann Hnr. 297
24.11.1925 – 06.01.2014
4. Feyri Hans Hnr. 38
02.03.1959 – 14.01.2014
5. Stulz Andreas
24.06.1931 – 19.01.2014
6. Pichler Sophia geb. Almen Hnr. 238 (aus Reußmarkt)
26.10.1954 – 26.01.2014
7. Alwerth Maria gesch. Scheiber Hnr. 333
05.12.1959 – 30.01.2014
8. Glatz Martin Hnr. 452
04.07.1933 – 10.02.2014
9. Schöberl Maria Anna geb. Willinger Hnr. 48
10.05.1931 – 12.03.2014
10. Nietsch Katharina Hnr. 348
15.12.1929 – 19.03.2014
11. Rieger Hannelore geb. Felmeth Hnr. 463
12.12.1942 - 23.03.2014
12. Pitter Katharina geb. Nuss Hnr. 444
13.08.1918 - 24.03.2014
13. Johann Kirr Hnr. 437
13.01.1937 - 04.04.2014



Die Heimatglocken läuten für unsere Verstorbenen. Bei einem Todesfall kann man Frau Maria Blaj in Großpold anrufen. Telefonnummer: 0040/269/534/108

Herausgeber:

HOG Großpold

ISSN 2192-3159

Redaktion:

Hans-Paul Buchfellner
Jirg Kramer: jirg@gmx.de
Katharina Schunn

Kontakt:

Hans-Paul Buchfellner
Am Erlengraben 45
91459 Markt Erlbach
Telefon: 09106-924334
info@grosspold-online.de
www.grosspold-online.de
Druckerei Groß Oesingen



Layout:

Hans-Paul Buchfellner

Druck:

Nächster Redaktionsschluss 1. Oktober 2014

Impressum: Das Großpolder Heimatblatt ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes in der Bundesrepublik Deutschland. Dieses Heimatblatt dient nur zur Information eines bestimmten Personenkreises und erscheint ein- bis zweimal im Jahr.

Meine Heimatglocken

Meine lieben Heimatglocken
die vergess ich nie!
Alle auf der ganzen Erde
klingen nicht wie sie.

Alles, was mir Heimat schenket,
liegt in ihrem Klang,
bringt mir in Erinnerung
was die Schwalbe sang.

Vater, Mutter darf ich sehen,
alles was geschehen
kann ich, wenn die Glocken läuten,
wieder vor mir sehn.

Denn die teuren Heimatglocken
tönten wunderbar,
als wir jung und glücklich schritten
zu dem Traudaltar.

Bei der Taufe unsrer Kinder
klangen sie schon auf.
Und sie werden uns begleiten
durch des Lebens Lauf.

Meine teuren Heimatglocken
klangen immerzu
als wir unsre lieben Eltern
legten einst zur Ruh.

Meine lieben Heimatglocken
die vergess ich nie!
Keine auf der weiten Erde
klingen so wie sie.

